

D. l. Britus Walter
4 Mai 1899
Wilhelm

Unter

Koten Kreuz

in

Kamerun und Togo.

von

Schwester Johanna Wittum.



Heidelberg.

Evangelischer Verlag G. m. b. H.

1899.

E III

60

R. 21499 F. A. 25

Der hochverehrten Vorsitzenden des Vereins

für

Krankenpflege in den Kolonien

Ihrer Excellenz

Frau Gräfin von Monts

in

Ehrerbietung

gewidmet.







Ein Geleitwort

möchte ich diesem Büchlein auf den Weg mitgeben. Zwar ist mir nicht bange darum, daß es freundliche Aufnahme finden wird: ein freundliches Gesicht und freundliches Wort findet immer eine gute Stätte. Aber eine Frau und ein Mädchen, wenigstens bei uns in Deutschland, gehen nicht gern allein in die weite Welt und unter fremde Menschen und wenn sie auch sonst noch so tapfer und mutig wären. Eine Dame wagt auch eher die lange schwere Reise nach dem wilden Afrika, als den Weg in die Öffentlichkeit der Lesewelt, und lieber läßt sie sich von den schwarzen Wilden begaffen, an den Kleidern zupfen und Haut und Haar befühlen, ob sie auch echt sind bei der white mamie, als daß sie sich den scharfen Blicken der Kritiker aussetzt mit ihren „bewaffneten“ Augen und berühren von den tintenschwarzen Händen der bösen Recensenten.

Doch für solche feindliche Seelen ist das Buch auch nicht geschrieben, sondern zunächst für Freundesherzen. „Erzähle, erzähle!“ so heißt es ja immer, wo sich ein Afrikareisender blicken läßt, und im kleinen und großen

Kreise, sogar vor Versammlungen, soll er zum hundertsten mal dasselbe sagen. Da thut man's lieber auf einmal und in etwas behaglicher Weise; auch nicht „wie's einem in den Sinn kommt“, sondern in schön gewählter Ordnung. So heißt's also ein Büchlein schreiben. Das kann man auch mit nach Hause nehmen als Neuigkeit, kann's zum Geschenk geben an Weihnacht und Geburtstag, kann's auf den Schafst stecken und an schönen Sommertagen oder einsamen Winterabenden darnach greifen, so oft man Lust hat.

Und die Lust wird nicht ausbleiben. Wer hört nicht gerne vom fernen Afrika erzählen und zwar von unserm Afrika? Das erste mal aber geschieht's aus einem weiblichen Mund. Und eine Frau beobachtet manches, wofür ein Mann kein Auge und kein Herz hat, und stellt es auch anders dar. Darum haben wir unsere schüchterne Freundin aufgefordert, die Feder in die Hand zu nehmen und vor die große Welt zu treten. Wer nun auch schon ein Buch über Kamerun und Togo gelesen, wird doch hier Neues und Interessantes finden. Wer's aber noch nicht gethan, der wird mit doppelter Freude das Buch ansehen, das so anschaulich schildert und so lebhaft erzählt, wie's drüben aussieht und zugeht bei unsern schwarzen Landsleuten im heißen Afrika. Und wer gar einen Verwandten oder Bekannten drüben hat — und es sind mehr dort, als man denkt und weiß, — der wird erst recht sich dafür interessieren, wie es den Freunden dort ergeht, namentlich wenn Leiden und Krankheit sie ankommt im fernen Land, wie sie besorgt und gepflegt,

oder auch wie sie bestattet werden im heißen afrikanischen Sand.

Afrika ist in diesem Büchlein unter anderem Gesichtspunkt geschildert als bisher. Zuerst hörten wir vom „Mohrenland“ durch begeisterte Missionare, welche die Seelen der Schwarzen fürs Christentum gewinnen wollten; dann von kühnen Reisenden, welche den dunklen Erdteil durchquerten; weiter von geschäftsfreudigen Kaufleuten, welche nach den kolonialen Produkten und auf gewinnreichen Handel ausgingen. Endlich las man von Reichsschullehrern, welche in unsern Kolonien Regierungsschulen gründeten und den Söhnen der schwarzen „Könige“ und der schwarzen Kaufleute deutsche Sprache und deutsches Wissen beibrachten. Zuletzt erst gingen Ärzte und Krankenpflegerinnen hinaus in die wilde Fremde, um die deutschen Landsleute, die sich dem mörderischen Klima Afrikas aussetzten, in ihrer Krankheit zu pflegen und auch die Schwarzen anzuleiten, ihre leidenden Volksgenossen zu warten und zu heilen.

Und alle haben auch erzählt von ihren Erlebnissen: Entdeckungs-Reisende und Kaufleute, Missionare und Lehrer. So mag es nun auch die Krankenschwester thun in ihrer Weise: nicht bloß ihre Erfahrungen in ihrem besonderen Dienst und Berufe, sondern auch was sie sonst als Frau beobachtet und erlebt hat in unsern Kolonien.

Es ist ein schönes Zeichen des christlichen Lebens, daß als erste Pioniere der Kultur die Missionare hinaus-zogen und zuerst die christlichen Ideale hinaustrugen in

die Heidenwelt, ehe der gewinnfüchtige Handel neben den guten auch die vergiftenden Erzeugnisse der Zivilisation verbreitete. So waren Kirchen das erste, was gebaut wurde im wilden Afrika; dann kamen Faktoreien, dann Schulen und schließlich Krankenhäuser. Aber auch auf ihnen wie auf den Kirchen ragt das Kreuz, dort als Sinnbild des christlichen Glaubens, hier als Zeichen der christlichen Liebe. Beide aber gehören zusammen. Ist jenes beleuchtet vom heiligen Ernst, so dieses von sonniger Erquickung. Und so möge für das schwarze Kreuz der Mission als Ergänzung dienen — dies Büchlein vom „Roten Kreuz“.

Karlsruhe,
Weihnachten 1898.

D. H. Thoma.

Inhalt.

	Seite
Widmung	3
Geleitwort	5— 8
Inhalts-Verzeichniß	9—12
Die Reise	13—23
Die Stimmung. Das Fischfüttern. Dover. Himmel und Meerleuchten. Madeira. Kanarien. Meertaufe. Cruboyß. Lagos. Kamerun.	
In Kamerun.	
1. Erste Eindrücke	24—28
Die Lage. Das Hospital. Die Aussicht. Unsre Vorgesetzten. Unsre Spitalbuben. Kranke. Die erste Nacht in Afrika.	
2. Angewöhnung und Heimatklänge	28—34
Landsleute. Ein Kaffeefränkchen. Ungeziefer. Mein Einstand. Ausflüge. Piggy. Mein Boy. Aus der Heimat! Missionar Bohner.	
3. Die Duala	34—44
Gestalt. Kleidung. Toilette. Die schwarzen Frauen. Speisen und Getränke. Die Dörfer. White mamies. Kanuß. Neger- tänze. Beerdigungen. Die Trommelsprache. Die schwarzen Soldaten. Das schwarze Hospital. Schwarze Heilgehülfsen. Schwarze Gecken. Die Küsten-Neger.	

	Seite
4. Die Neger Sprache	44—53
Das Nigger-Englisch. Kaisertoast eines Schwarzen. Ein Schweine-Palaver. Negerbriefe.	
5. Sorgenvolle Zeiten	53—59
Krankheiten. Spanische Matrosen. Beerdigung in den Tropen. Tod eines Negerkinds. Weihnachten in Afrika. Abschied von Kamerun. Fahrt nach Loko. Haie. Ein Todesfall zu Schiff.	

In Loko.

1. Das Nachtigal-Krankenhaus und seine Umgebung	60—69
Klein-Popo. Die Schwestern und die Aerzte. Das Hospital. Der Garten. Brandung und Brecher. Schwarze Dienstleute. Unfre Hausmädchen. Biga. Nähstunde. Europäische Küche in Afrika. Fleisch und Speisen. Südfrüchte. Bumswasser und Weine. Die Tropen-Kleidung der Weißen.	
2. Die Logoneger, ihre Sitten und Gebräuche	70—85
Die Klasse. Vielweiberei. Toilette. Würfelspiel. Sklaven. Dörfer. Die Fetisch-Leute. Fetisch-Tänze. Schlangen-Dienst. Blutrache. Gruß. Schwarze Neugeborene und Sterbende. Neger-Industrie. — Der Regen-Fetisch. Degbenu. Die Hauffah. Ein schwarzer Club. Coloured Gentlemen. Ein Big-day. Schwarze Gigerl. Neger-Schulen. Missionen. Eine Negerpredigt. Der Neger-Charakter.	

	Seite
3. Verkehr mit den Europäern und Eingeborenen	85— 95
Die Kaiser-Feier in Sebbe. Schwarze Gala. Fahrt auf der Lagune. Krokodile. In Französisch Dahomey. Fischerzüge. Kaiser Wilhelm I. 100 jähr. Geburtstag. Schwarze Patrioten. Bei König Lawson.	
4. Kommen und Gehen	95—103
Der Buschmann. Neger=Impfung. Held Zambo. Am Logo=See. Bei King Blako. Ein Stallknecht heiratet eine Königin. Grundsteinlegung der ev. Kirche. Scherif Ali. Genesung und Tod. Der erste weiße Neugeborene. Kranken=Humor.	
5. In der Regenzeit	104--111
Tornados. Nacht=Getier. Reise in der Hängematte. Ein Abenteuer.	
6. Auf der Erholung	112—118
Entdeckungsfahrten. Mais = Bräu. Bei Kronprinz Mensah. In der Hängematte. Schwarze Garderobe. Schwarze Schönheitsbegriffe. Lome. Nähstunde. Wett=Renner. Warum Kascha Hrn. v. M. so oft „guten Tag“ sagt. Kascha geh nisch mehr for die See. Brecher=Abenteuer.	
7. Patientenfahrten	118.—124
In Kpeme. Kokosplantage. Uhren und Geschirr in Afrika. Ein Waran. Der Friedhof. Afrikanisches Hungerleiden.	
8. Allerlei Getier	124—128
Bornehme und geringe Tiere. Unser Pavian und seine Schelmenstreiche. Mein Meerfäßchen und meine Antilope. Nimrod Fully, der kein Jägerlatein kann. Heuschrecken.	

	Seite
9. Im Hospital	128—136
Wir Schwestern. Mr. Dofido. Krankheiten. Schwarze und weiße Patienten. Der „rote Hund“. Malaria. Schwarzwasserfieber. Die Krankenpflege.	
10. Afrikanischer Wochenmarkt und Schwarzemanns Weihnachtsfest	136—139
Was es auf dem Markt in Gredji zu hören, zu sehen und zu kaufen giebt. Heidenlärm. Ein gefasster Königssohn.	
11. Weihnachten, Neujahr und Königs- totenfest	139—145
Der Weihnachtsdampfer und die Bescher- ung. Evangel. Kircheneinweihung. Der Sarmattan. Ein schwarzer Brief. Besuche eines toten Königs. Eine Thronbesteigung.	
12. Schwere Tage	145—151
Fröhliche Patienten. Max und Moriz. Sterbende und Genesende. Nachtgeziefer. Auch ein Seebad. Schwarze Köche. Ab- lösung.	
Heimkehr	152—156
Abschied von Afrika. Bracke. Freetown. Unsere Schiffs-Menagerie. Wieder in Madeira. Die stürmische Biscaya. Ein berühmter Leuchtturm. Grüß Gott Deutsch- land!	
Schlußwort	157—160
Wie wird es unsern Kranken in der Fremde gehen? Der Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien. Ein weiblicher Beruf und ein schöner.	

Die Reise.

„Nun ade du mein lieb Heimatland,
„Lieb Heimatland ade!
„Es geht jetzt fort zum fernen Strand,
„Lieb Heimatland ade!

Diese Weise ging mir durch den Sinn, als am 11. August 1896 der Elb-Dampfer uns Passagiere zur „Marie Woermann“, die bei Brunshausen lag, brachte. Ich war als Schwester des vaterländischen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien unter dem Schutze des roten Kreuzes für Kamerun bestimmt. Mit meiner Gefährtin, Schwester G. F., mußte ich die kleine Kabine teilen. Um 1 Uhr lichtete die „Marie“ die Anker und hinaus ging's mit Hoffen und Bangen in die ferne Welt, in die unbekannte Zukunft. Was wird sie uns bringen, Glück oder Leid? Wohl beides; denn keins ist ohne das andre; aber beides kommt aus Gottes Hand. Doch auch des Neuen und Fremden gedachten wir mit Spannung, das unser wartete in einem so ganz andern Land, unter ganz anders gearteten Menschen und Lebensverhältnissen.

Vorbei dampften wir an dem kürzlich neu eröffneten Kaiser-Wilhelm-Kanal, durch den eben einige Panzer fuhren. In Cuxhafen erhielten wir telegraphische Glückwünsche vom Frauenverein und sandten ebenso auf dem sprechenden Draht ein letztes „Lebewohl“ in die Heimat.

Abends gelangten wir in die Nordsee, deren höherer Wellengang sich bei uns sofort bemerkbar machte durch die Anzeichen der Seekrankheit. Wir kosteten der schlimmen Krankheit Qualen alle gründlich durch. Ich hatte das Gefühl, als müßte ich wie in der Eisenbahn die Notleine ziehen, doch „Mariechen“ stampfte unbarmherzig weiter; es hatte ja auch einen Eisblock statt des Herzens: die Eismaschine, und so riefen wir ihr Mitleid vergeblich an. Trotz allem Elend konnte ich mich eines gewissen Galgenhumors nicht erwehren, denn wie auf Verabreden tönten aus allen Kabinen die wohlbekanntesten Laute des „Fischefütterns“ oder „Opfern Neptuns“, wie die Seemannssprache bilderreich die revolutionären Bewegungen des Magens und der Speiseröhre benennt. Am andern Morgen kamen die Mutigsten wankend und geisterbleich an Deck und wurden von der Schiffsmannschaft mit den üblichen derben Späßen empfangen.

Nachdem die greuliche Seekrankheit einigermaßen überwunden war, wurden wir 15 Passagiere erster Klasse auch näher miteinander befannt. Die Zeit vertrieben wir uns damit in's Meer zu schauen, zu lesen, zu spielen; auch hielt der „Gesangverein Keuchhusten“ Proben ab. Der Kapitän und die „alten Afrikaner“ erzählten uns „Grünen“ mit Vorliebe Nordsgeschichten, die wir noch erleben sollten; wir glaubten zwar nur die Hälfte, doch das war noch des Schrecklichen genug.

Am 13. August passierten wir Dover. Die Kreidefelsen und die Stadt selbst bildeten von der Sonne beschienen ein eigenartig schönes Panorama: die Felsen sahen im grellen Sonnenschein wie Gletscher aus und die Häuser wie farbige Eisblöcke. Von der berühmten Kur-Insel Wight war der Dunkelheit halber nichts zu sehen. Beim Vorüberfahren am Leuchtturm auf der Insel Quessant an der westlichsten Spitze der französischen Küste wurde unser Schiff signalisirt und unsere Vorbeifahrt dann mit dem Kabel nach Hamburg gemeldet.

Des Abends blieb ich oft und lange an Deck und konnte mich nicht satt sehen an der herrlichen See und dem strahlenden Sternenhimmel; in ihrer Majestät stimmen sie zu andachtsvollem Versenken in die Herrlichkeit des Schöpfers. Die stille Größe von Meer und Himmel und der ewig wechselnde und doch gleichmäßige Wellenschlag wirken ungemein beruhigend auf die Seele. Ein Sonnenuntergang zur See ist auch etwas gar Wunderbares, wenn das strahlende Tagesgestirn in scheinbar geringer Entfernung in's dunkelschimmernde Meer hinabtaucht, als wollte es drinnen verlöschen.

Im Busen von Biscaya machte sich schon etwas Meerleuchten bemerkbar, doch war ich davon etwas enttäuscht; ich hatte mir das Meerleuchten als einen feenhaften Zauber vorgestellt, habe es aber leider in seiner ganz grüngoldigen Pracht nie geschaut. Die Biscaya, die sonst die „stürmische See“ genannt wird, hatte uns zu Liebe ihre phlegmatische Seite herausgekehrt, so daß wir von heftigen Stößen verschont blieben und rasch vorwärts kamen: 12 Knoten in der Stunde.

Jetzt waren wir draußen im weiten atlantischen Ocean, fern von allem Land, rings um das unendliche Meer und über uns den weitgespannten Himmel. Nichts als Wasser und Himmel, nur hie und da ein schwarzer Punkt am fernen Horizont, der näher kommt und näher, größer wächst mit hellem Leib und dunkler Rauchsäule: ein Schiff! Mit Jubel wurde es begrüßt und wenn's heimwärts fuhr, schickten wir Grüße mit ans Vaterland und die Lieben daheim.

So ging es um Spanien herum und nach drei Tagen durchstreifte unser Kiel die afrikanischen Gewässer.

Nachdem wir die Inseln Porto Santos und Disertas, ausgebrannte Krater im atlantischen Ocean, passiert hatten, legten wir uns am vierten Tage morgens vor Funchal, der Hauptstadt Madeira's, vor Anker. Die Gebirgsformation der schönen Insel erinnerte mich im Vorbeifahren lebhaft an den heimischen Schwarzwald. Die Stadt Funchal selbst liegt, ein herrliches Fleckchen Erde, amphitheatralisch um einen natürlichen Hafen emporgebaut bis zu einer ziemlichen Höhe des Berges; man glaubt sich nach Italien, etwa nach Neapel, versetzt.

Das Deck unseres Schiffes hatte sich alsbald in einen Jahrmarkt verwandelt, denn viele Händler kamen in ihren Booten und hielten ihre Waren feil. Da gab es die herrlichsten indischen Seiden, prächtige Stickereien und so köstliches Obst, daß mir's war, als sei ich in das Land geraten, in dem Milch und Honig fließt. Blickten wir ins Meer, das hier eine tiefblaue Färbung hat, wie zum Blauen der Wäsche gefärbtes Wasser, so hatten wir ein ergötzliches Schauspiel vor Augen, denn die männliche Gassenjugend mit ihrer braunen Haut-

farbe tummelte sich im Wasser und schwamm mit den Fischen um die Wette. Sie tauchten nach Nickelstücken und leeren Flaschen in die Tiefe; um ein Halbmarkstück schwammen sie unter dem Schiffe durch.

Um 9 Uhr fuhren wir mit dem Kapitän an Land. Unser erster Gang war nach dem Postgebäude, an unsere Lieben in der Heimat Grüße zu senden. Wer sollte es glauben, hier im fernen Afrika, beim ersten Tritt ans Land traf ich am Postschalter mit einer Pensionsfreundin zusammen, von der ich 12 Jahre nichts gehört hatte! Sie war mit ihrem Gatten auf der Reise nach Capstadt begriffen. Ach! die große Welt ist doch heute gar klein. Wir nahmen einen Führer und machten zuerst einen Gang durch den botanischen Garten voll seltsamer tropischer Pflanzen; dann stiegen wir zu einer Fahrt auf den Berg in die madeirischen Droschken. Diese aber sind höchst eigentümlich: hölzerne Schlitten mit großhörnigen Ochsen bespannt, die von den Führern unter lautem Geschrei mit Knüppeln zu raschem Trab angespornt werden; von Zeit zu Zeit legen kleine Knaben mit Wachs getränkte Lappen unter die Schlittenläufe, damit es glatter geht. Die steilen Wege und die Pflasterung mit glatten Steinen, ähnlich wie Mosaik, doch bei weitem nicht so kunstreich, lassen kaum einen anderen Verkehr übrig. So ging es bergan durch die engen Straßen der Stadt, an den Häusern vorbei, deren Fenster Gitter statt Glasscheiben haben, und an Gärten, welche von hohen Mauern umgeben sind. Auf dem Gipfel des Berges angelangt bot sich unsern entzückten Blicken ein einzig schönes Bild dar. Unter uns die Stadt mit ihren weißgestrichenen Häusern, die wie Schwalbennester an den

Felsen hingen; weiterhin die üppig grünen Gärten und Weinberge; um uns dunkle Pinien und Cypressenwälder; über uns von Nebel umschleierte Bergesgipfel und draußen vor uns der Hafen mit seinen Felsentürmen und das unendliche Weltmeer, in der Farbe kaum von dem wolkenlos blauen Himmel zu unterscheiden.

Die liebliche Poesie der Aussicht wurde aber bald in häßliche Prosa verwandelt durch ein Bettelvolk, wie es in Italien kaum lästiger fällt.

Den Durst stillten wir hier mit köstlichem Madeira, wir saßen ja an der Quelle. Und diese fließt hier reichlich, wenn auch der herrliche Wein nicht, wie man uns gesagt hatte, in den Straßenrinnen strömt.

Den Berg hinab ging's in fausendem Galopp in zweisitzigen Schlitten, von je zwei Führern durch Stricke geleitet, was mich lebhaft an meine Kinderzeit erinnerte, wo wir auch auf kleinen Schlitten, den sog. „Kutscherle“, lustige Fahrten bergab machten.

Unten sahen wir uns noch in der Stadt um. Erst als „der blaue Peter“ gehißt war, das ist in der Seemannssprache die Flagge, welche anzeigt, daß der Dampfer in einer Stunde die Anker lichten wird, begaben wir uns an Bord.

Jetzt ging es nach den Kanarischen Inseln zu, von denen bekanntlich die gesangfertigen gelben Sperlinge stammen. Die See wurde etwas bewegter; wir sahen fliegende Fische, die auch mit allzufühnen Sprüngen sich auf unser Deck verirrten, aber da bald ein trauriges Ende nahmen; dann begleiteten uns ganze Scharen Delphine, auch Schweinsfische oder Tümmler genannt, und ergötzten uns durch ihr munteres Spiel. Uns war

weniger wohl zu Mute, denn die bewegte See, welche die Fische zum Fliegen und die Tümmler zum Tanzen verführte, machte uns übel. So waren wir herzlich froh, als die Insel Gran Canaria in Sicht war. Kaum in den Hafen der Hauptstadt Las Palmas eingelaufen, kamen wieder viele Händler an Bord, diesmal aber mit lebendiger Ware, nämlich mit Kanarienvögeln, die aber nicht viel wert sein sollen. Der Gesamteindruck der Stadt erinnerte mich lebhaft an Ansichten von Jerusalem, nur daß statt der Kuppel der Omarmoschee die Kathedrale mit ihren zwei Türmen die ganze Stadt beherrscht.

Am 23. August passierten wir den Wendekreis des Krebses, wo die Tropenzone beginnt. Es ist alter Seemannsbrauch, diejenigen, die denselben zum ersten Mal berühren, zu taufen. Ohne daß man eine Ahnung hat, kommt plötzlich eine kalte Dousche über den Täufling und dann wird er noch mit einigen Eimern Seewasser übergossen. Dem entgingen auch wir nicht und es blieb kein trockener Faden an uns. Beim Passieren des Aequators wird die Taufe noch viel feierlicher und nachdrücklicher. Da erscheint der Meergott Neptun, beschmiert die Aermsten mit Pech und grüner Seife und steckt sie in ein Faß voll Meerwasser. Dieser böse Spaß blieb uns erspart; wir kamen nicht bis zu der berüchtigten Linie.

In der heißen Zone der Tropen ist nicht nur die Erde eine andere als in der gemäßigten Zone, sondern auch der Himmel: er ist dunkler und die Gestirne heller. Aber auch andere Sternbilder steigen auf und die bekannten sinken unter. Herrlich glänzte das südliche Kreuz — es ist ein tröstliches Bild, daß auch über die südlichen Zonen das Zeichen des Christentums strahlt.

Nach weiterer Fahrt, 8 Tage von den Kanarischen Inseln entfernt, erreichten wir unsere erste Haltestelle auf dem afrikanischen Festland, die französische Kolonie Conakri. Hier sah ich die ersten Kanus (Canoes) mit Ruderern, die bis auf eine Art Badehose ganz nackt waren. Die Kanus sind ausgehöhlte Baumstämme; statt der Ruder werden an der ganzen Westküste sog. „Paddeln“ (blattförmige Schaufeln) gebraucht. Zum Paddeln setzen sich die Eingeborenen gleichmäßig verteilt auf den Kanurand und wissen äußerst geschickt und rasch die Rähne fortzubewegen.

Der Kapitän kaufte hier Ochsen ein. Diese sind bedeutend kleiner als die unserigen, haben aber ganz riesige Hörner. Mit diesen Hörnern werden sie an den Hebebaum gebunden und heraufgezogen. Es war ein abscheulicher Anblick, die armen geängstigten Tiere mit glohenden Augen in der Luft baumeln zu sehen.

Der nächste Aufenthalt war Monrovia. Auf einer kleinen Anhöhe zwischen Palmen versteckt steht das Missionskapellchen, um das sich die Hütten der Eingeborenen gruppieren, wie im heimischen Dorf die Häuser um die Kirche. Die Wohnhäuser der Europäer sehen vom Dampfer her wie mit Schnee bedeckt aus; die Dächer sind nämlich weiß gefalzt, um die Hitze nicht so sehr durchdringen zu lassen.

In Cap Palmas wurden über hundert Cru-Neger für die Küste bis Gabun eingeschifft. Diese Cruboyes (Cru-Burschen) verdingen sich auf ein Jahr für Dampfer, für die Regierung und Faktoreien als Kellner, Ruderer oder Arbeiter. Jede Abteilung, „set“ genannt, wählt einen headmann (Hauptmann), dem sie unbedingt gehorchen

und der für alle seine Leute verantwortlich ist, sowohl für deren Leistungen als für das Zurückbringen in die Heimat. Ich beobachtete mit Interesse das Treiben dieser schwarzen Kerle, besonders bei ihren Mahlzeiten. Im Borderteil des Schiffes ist eine Negerküche und hier werden unglaubliche Mengen von Reis gekocht und hernach von hungerigen Schwarzen verschlungen. Sobald der Imbiß — shop, so wird an der Westküste alles genannt, was mit dem Essen zusammenhängt, — fertig ist, bekommt jeder vom headmann seine Portion zugeteilt, meist in leeren Conservenbüchsen oder unausgewaschenen Petroleumkannen. Der Duft der Kanne ist dann die Würze der Speise. Die Cruboy's werfen sich mit der Hand Reisbrocken in den Mund; denn die Kunst des Essens mit Besteck ist ihnen zwar nicht unbekannt, aber doch unbequem. Sobald ein Tier geschlachtet wird, haben die Cruboy's Festtag, denn alles: Haut, Klauen, Eingeweide, werden verzehrt. Schlangen, Eidechsen, Krokodile sind ihnen Leckerbissen, während andere Völkerstämme solche verschmähen. Beim Löschen der Schiffe sind die Cruboy's unerseßlich; doch während der Dampfer in Fahrt ist, faulenzten sie vom Morgen bis zum Abend. Bei Nacht liegen sie auf dem Verdecke herum und wer dann eine Mondscheinpromenade machen will, stolpert über lauter scheinbar leblose Körper und selbst die unfairsten Tritte vermögen nicht sie aus ihrem tiefen Schlafe zu wecken.

In Akkra an der Goldküste, das sehr einförmig am kahlen Strand liegt, schifften sich schwarze Köche und Waschmänner für Kamerun ein. Ein Koch verdient dort 45—60 Mark monatlich und braucht sich nicht allzusehr

anzustrengen, da in den Tropen hauptsächlich Konserven verwendet werden und der Chef zur Hilfe noch zwei „small boys“ (Küchenjungen) hat. Ein Waschmann bekommt etwa 40 Mark; er wäscht mit kaltem Wasser und reibt, um seine Hände möglichst zu schonen, die Wäsche auf Steinen.

In Kitta wurden Enten eingekauft. In Kleinpopo im Togogebiet wäre ich gar zu gern ans Land gegangen, doch die Brandung, das heftige mit donnerndem Geräusch verbundene Brechen der Meereswellen an Sandbänken, hervorgerufen durch Wind und Strömung und andere noch unbekanntere Ursachen, ist dort so gefährlich, daß ich mich begnügen mußte, das Nachtigalkrankenhaus aus der Ferne zu betrachten, wenig ahnend, wie bald es mein späteres Arbeitsfeld werden sollte.

Eine zwanzigstündige Dampferfahrt brachte uns zur Rhede von Lagos, einer bedeutenden Handelsstadt, dem „Liverpool Afrikas“, ein englisches Besitztum. Die bedeutendsten Firmen sind aber in deutschen Händen. Lagos liegt an einer Lagune und ist berüchtigt durch ein sehr schlechtes Klima. Den Verkehr zwischen der Stadt und den auf der Rhede (dem Ankerplatz vor dem Hafen) liegenden Dampfern besorgen die Barrendampfer (Barre ist eine Sandbank, die bei niedrigem Wasserstand die Einfahrt schwierig macht). Wir lagen vor Lagos fast eine Woche lang, nichts sehend als Himmel und Wasser und in der Ferne einen eintönigen Streifen Landes mit dem Leuchtturm. Um uns die tödliche Langeweile zu vertreiben, ließ der I. Offizier ein Boot flott machen und ließ uns auf dem Meerbusen von Guinea spazieren fahren. Unser Boot tanzte einer Nußschale gleich auf

den Wogen des Ozeans. Einige dreißig Lagosleute, nebst Frauen wurden hier eingeschifft, erstere um als Rekruten der Schutztruppe in Kamerun einverleibt zu werden.

Endlich nach sechstägiger Geduldsprobe, noch um so unangenehmer, als wir hier unserem Ziele so ganz nahe aufgehalten wurden, stach unsere „Marie“ wieder in See. Noch drei Tage Fahrt und vor dem gespannten Blicke tauchte die Küste von Kamerun auf. Gerade 32 Tage waren wir unterwegs gewesen und jetzt sollte ich auf lange Zeit festen Boden betreten, das Land meiner Bestimmung und Wirksamkeit, wo ich arbeiten sollte und unsern deutschen Landsleuten und allen Europäern im fernen Lande, fern von ihrer Heimat und ihren Lieben, in den Tagen der Krankheit und den Stunden des Sterbens als die Botin der Liebe und Fürsorge aus der Heimat dienen unter dem Zeichen der christlichen Barmherzigkeit, des Roten Kreuzes.



In Kamerun.

1. Erste Eindrücke.

Am 12. Sept. langten wir vor Kamerun an. Wir blieben aber auf der Barre sitzen, da gerade Ebbe war. Die Stadt Kamerun liegt sehr hübsch auf der Fohplatte; die weißgestrichenen Häuser sind hinter Palmen versteckt und der Eindruck, den meine erste afrikanische Heimat auf mich machte, war der allerbeste; sind ja doch die heimtückischen Miasmen, die sich überall in Luft, Wasser und Erde aufhalten, für das Auge unsichtbar. In einer Dampf-Barfasse, die noch 5 Boote nach sich schleppte, wurden wir zum Bootshaus gebracht. Die in Kamerun bisher stationirte Schwester Leonore holte uns zwei neuangekommene Schwestern in einem Boote ab.

Ich freute mich über die üppige und eigenartige Vegetation des wohlgepflegten Gouvernementsgartens, in welchem sich außer dem Regierungsgebäude auch die Denkmäler der im Aufstand gefallenen Soldaten, das von Gravenreuth und des Grafen von Monts, des Sohnes der Frau Vorsitzenden unsres Vereins befinden.

Wir gingen an dem im Bau begriffenen neuen Hospital vorbei. Man hatte uns daheim gesagt, daß es schon bezogen sei, doch in Afrika wird „Eile mit Weile“ gearbeitet; und da es meistens an dem nötigen Baumaterial fehlt, das aus Deutschland bezogen wird, wurde es erst ein Jahr später fertig gestellt. Das alte Krankenhaus, wo wir unsere Wohnung und unsern Wirkungskreis fanden, war ein einstöckiges Haus mit einer Piazza ringsum und einem flachen Dach. Es enthielt ein Krankenzimmer mit fünf Betten, zwei Krankenstuben mit je einem Bett, ein Operationszimmer, zwei Schwesternzimmer, Speisekammer und Küche. Ich wurde zu Schwester Leonore einquartirt. Als ich ins Hospital eintrat, kam es mir recht verwahrlost vor. Die mit Oelfarbe gestrichenen Wände zeigten stellenweise den nackten Kalk; Pfeiler, Schränke, Thüren waren durchlöchert, Fensterscheiben fehlten. Aber dies waren die Wunden von den Granaten des Dahomey-Aufstandes, bei dem auch das Hospital beschossen worden war; für Afrika war das Lazarett übrigens noch verhältnismäßig schön.

Und erst die herrliche Aussicht, als ich auf die Piazza trat! Vor mir der 2 Kilom. breite Kamerunfluß mit seinen von riesigen Mangrovenbäumen begrenzten Ufern; auf dem Fluß selbst, direkt unter dem Hospital, wo die Felsplatte steil zum Fluß abfällt, lagen friedlich das Kriegsschiff „Sperber“, das Marinelazarett „Cyclop“, das Pfeilboot und die Regierungsdampfer „Nachtigal“ und „Soden.“ Ungemein belebt war der Strom durch die vielen Kanus der Eingeborenen. Jenseits des Flusses erheben sich in majestätischer Größe und Pracht der kleine und der große Kamerunberg, deren höchste Spitze

13,760' hoch ist und „Götterberg“, in der Dualasprache „Mungo ma loba“, genannt wird. Westwärts sieht man in der Ferne im Meere draußen die Berge von Fernando Po, einer spanischen Insel an der Mündung des Kamerunflusses in die Bucht von Biafra. Die ganz eigenartige, aber herrliche Tropenlandschaft hat oft lange meinen entzückten Blick gefesselt, besonders wenn des Abends die Sonne alles wie mit Gold überflutend und dann als Glutball in farbige Tinten getaucht hinter den Bergen von Fernando Po wie in ein Feuermeer versank.

Schwester Leonore hatte für einen guten Imbiß gesorgt und ich war angenehm überrascht, statt des ewigen Einerlei von Huhn in Reis, das ich erwartet hatte, europäische Gerichte vorzufinden, als Konserven in Büchsen verlötet und aus Hamburg eingeführt. Sehr vermisßt haben wir in Kamerun immer frisches Fleisch.

Nach Tisch lernten wir unsern Vorgesetzten, Stabsarzt Dr. D. kennen, Vertreter des auf Urlaub befindlichen Regierungsarztes Dr. P. Dr. D. war früher in Togo und hat sich bei der Expedition Dr. Gruner und v. Carnap ausgezeichnet. Zwischen den Schwestern, den Vorgesetzten und allen Europäern herrschte ein achtungsvoll freundschaftlicher Verkehr.

Beim Auspacken unserer Koffer waren wir von den Hospitalboys (Crujungen) Namens Jossen, George (eine „Königl. Hoheit“!), Meier und Kaspar umringt, die mit offenem Munde uns zusahen, ab und zu ihrer Bewunderung durch die Worte: „Oh mamie too much fine“ Ausdruck verleihend. Es dauerte lange, bis ich

die Boys (Jungen) von einander unterscheiden konnte, sie schienen mir alle gleich häßlich; das Hüftentuch, das jeder in einem andern Muster hatte, war anfangs mein einziges Merkzeichen. Gleich nach unserer Ankunft wurde Schwester Leonore „big mamie“ (große Dame) getauft, trotzdem sie die kleinste war, während wir beiden neuen Schwestern die „small mamies“ (kleinen) genannt wurden. Der Höherstehende wird vom Neger mit „big“ (groß) bezeichnet, der Niederstehende mit „small“ (klein.) So ist der Gouverneur „big governor“, der weiße Arzt „big doctor“, der schwarze Heilgehilfe nur „small doctor“. Unser Koch war ein Logomann Namens Davis, der erste Küchenjunge hieß small boy, der zweite small-small boy.

Als Kranken fand ich außer einigen Genesenden den sehr schwerkranken Leutnant Sch. vor, bei dem ich sofort die Nachtwache übernahm.

Er hatte auf seiner Station Mpimam Sanaga ein schweres Schwarzwasserfieber durchgemacht und kam durch die Strapazen des Transports (mehrere Tage in der Hängematte und im Boot) sehr abgeschwächt im Hospital an und ich glaubte erst nicht, daß er durchkäme; ich war aber dann um so glücklicher, als wir ihn nach 10 Wochen, prächtig erholt, in die Heimat abfahren sahen.

Diese erste Nacht in den Tropen konnte ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Das eintönige Singen der Eingeborenen auf dem Fluß, das seltsame Gezirpe der Insekten, das ungewohnte Trommeln der Neger im Lande, das Herumhüpfen der Heuschrecken und „Muttergottesanbeter“, die Glühwürmchen, die wie My-

riaden von feurigen Diamanten die Küste durchflogen und auf den Rasen gestreut waren: all dies wirkte aufregend auf meine durch die vielen eigenartigen Eindrücke erregte Phantasie und gaukelte mir Scheinbilder von reißenden Tieren und giftigen Schlangen vor, die, wie ich wohl wußte, hier kaum zu fürchten sind. Der Schein des Mondes, der in den Tropen viel intensiver wirkt als in Europa, die Klarheit des nächtlichen Sternenhimmels verleiht der Landschaft einen seltsamen Reiz und stimmt das Menschenherz zum Versenken in die Allmacht und Größe Gottes.

2. Angewöhnung und Heimatsklänge.

Am nächsten Tag fand ich heraus, daß mein Patient ein Landsmann und zwar ein Karlsruher sei und wir manche gemeinschaftliche Bekannte hatten. Am Tag nach unsrer Ankunft machte uns der stellvertretende Gouverneur Kanzler Dr. S., ein bei Weißen und Schwarzen hochgeachteter, beliebter Herr, seinen Besuch und wiederholte denselben öfters. Auch er war ein Badener. Wie glücklich war ich in der Fremde, meine gute badische Heimatsprache oder auch die unserer Nachbarn Schwaben zu hören. Wenn ich in jemanden den Süddeutschen hörte, fühlte ich mich ihm stets ein gutes Stück näher gerückt.

Jeden Sonntag früh war auf dem Kriegsschiff „Sperber“ Gottesdienst; die Choräle, die zu uns heraufdrangen und die herrliche Umgebung, in der wir uns befanden, stimmte auch uns zur Andacht. Zum

Gottesdienst kamen wir fast nie, da die Basler Mission, wo Andacht und Predigt gehalten wurde, zu weit entfernt vom Hospital lag. Des Abends wurde oft auf dem „Sperber“ konzertirt und herzlich freuten wir uns über die heimatlichen Lieder und Märsche.

Der Herr Stabsarzt machte uns den Vorschlag, an unserem ersten Sonntag in Kamerun ein Kaffeekränzchen zu veranstalten, da es dem Herrn Leutnant besser ging und es ihm große Freude machte. Die mit Blumen und Kuchen geschmückte Tafel war auf der Veranda aufgestellt angesichts der Kokosnußpalme vor unserem Hospital, wie ich sie von edlerem Wuchs und herrlicherer Krone selten gesehen. Es waren außer unserem Arzt die Kommandanten der Kriegsschiffe und Schutztruppe, deren Offiziere und Aerzte und die höheren Beamten erschienen. Es war recht gemütlich und wenn nicht die weißen Anzüge und Tropenhelme und die glühenden Sonnenstrahlen gewesen wären, dann hätte man sich daheim in einen botanischen Garten versetzt denken können.

Freilich nicht alle Tage lebten wir so herrlich und in Freuden. Es kamen auch Tage des Leids und der Schmerzen, der Arbeit und Sorge. Und nicht die geringsten Schmerzerreger sind in dem Lande der Palmen die vielen kleinen Plagegeister, die einem die Tage zur Qual und die Nächte zur Pein machen. Was hier an großem und kleinem Ungeziefer krecht und fliegt, davon macht man sich in Deutschland gar keinen Begriff. Ameisen sind so viele, daß Tische und Speiseschränke mit ihren Füßen in Gefäße gestellt werden müssen, die mit Wasser gefüllt sind. Versäumt man dieses, dann kann man am andern Tag Ameisengeist essen oder trinken. Lieb-

Wittum. Unterm Rothen Kreuz in Kamerun u. Togo. 3

liche Tierchen sind auch die sog. Kakerlaken oder Kakeruschen. Sie sehen aus wie unsere Schwabenkäfer, sind aber oft dreimal so groß und haben die angenehme Eigenschaft, fliegen zu können. Sie gehen in die Schränke und Kommoden, zerfressen Wäsche, Bücher, Stiefel u. s. w.; sie sind nicht auszurotten, existieren dem besten Insektenspulver zum Hohn; und kaum hat man die Schränke ausgeräumt, so sind sie in kürzester Zeit von dieser Plage wieder bewohnt. Heuschrecken sind 10 Centimeter groß, Chamäleons sind sehr verbreitet und Eidechsen gibt es in allen Farben; wunderschön schillernd rennen sie behende an den Bäumen auf und ab; sie schleichen sich öfters in die Zimmer, und ab und zu kann man sie auch im Bett finden. Ratten giebt es auch genug.

In diesen Tagen kam auch das Kanonenboot „Hyäne“ von Capstadt zurück, vom „Sperber“ mit Musik begrüßt. Am folgenden Tag besuchte uns der Kommandant D., aus Lichtenthal bei Baden-Baden gebürtig, mit seinen Offizieren und lud uns für den nächsten Sonntag zum Kaffee mit darauffolgender Segelpartie ein.

Ich ahnte damals wenig, wie ich diesen Tag verbringen würde. Schon Tags vorher fühlte ich heftige Gliederschmerzen und ein Fieber wurde mir von vornherein prophezeit. Und es trat auch ein: nach Schüttelfrost Hitze, brennender Durst, Erbrechen, Kopfschmerz: die richtige Malaria. Sechs Tage lag ich darnieder und konnte so an mir selbst zuerst die Krankheit studieren. Also 14 Tage nach meiner Ankunft mußte ich schon den Tropen meinen ersten Tribut bezahlen und in dieser Beziehung ist es wahr, daß man „nicht ungestraft unter Palmen wandelt.“

Ende dieser Woche verließ uns der „Sperber“, um nach Deutschland zurückzukehren und mit ihm verloren wir den Genuß der Musik. Wir waren mit dem Stabsarzt aufs Dach gestiegen und hißten die Flagge als Abschiedsgruß. Wehmütig war uns zu Mut, als das stolze Kriegsschiff mit flatterndem Heimatwimpel unsern Blicken entchwand, während die Kapelle: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus“ spielte und die Offiziere und Mannschaften mit donnerndem „Hipp, hipp, hurrah!“ uns ein „Lebewohl“ zuriefen.

Wenn wir genügend Zeit hatten, machten wir abwechselnd Ausflüge in die benachbarten Negerdörfer: Jostown, Belltown, Aquatown und Didotown. Der Weg führte auf der schöngehaltenen Regierungsstraße über einen Steg, an einer mit Bambus umwachsenen Quelle vorüber. Dies war ein lauschiges, schattiges Plätzchen im Busch, ganz nahe dem Europäerkirchhof, der mit Dracaenen (Palmenart) umfriedet ist. Nach dem hochverdienten Pionier Kameruns, Lehrer Christaller, der neben seinen vielen Pflichten auch die Pflege des Kirchhofs übernommen und mit großer Pietät geübt hatte, wurde er „Christaller'scher Garten“ genannt. Nun ruhte auch er dort, der unermüdlche tapfere Freund aller Weißen und Schwarzen, als Opfer des Schwarzwasserfiebers, unvergeßlich allen, die ihn kannten. Einige Wochen vor meiner Ankunft wurde er zur letzten Ruhe bestattet und Schwester Leonore, seine Pflegerin, erzählte, welch aufrichtigen, treuen Freund auch die Schwestern in ihm verloren. Wir besuchten auch Schwester Bertha's Grab, die 8 Wochen vorher gestorben und an deren Stelle ich getreten war.

Defters gingen wir in die Basler Mission, die einen store (Laden) besitzt, in welchem man bescheidene Einkäufe machen kann. Dort ließ uns Herr Missionar B. eine Kokosnuß von den Palmen schießen. Die Milch der Nuß ist ein erfrischendes, wohlschmeckendes Getränk, während der Kern der Mandel gleicht und dieselbe oft in unserer Küche ersetzen mußte.

Herr Assessor Dr. G. brachte uns aus Edea ein junges Ferkelchen mit, das bald der beste Spielfkamerad von des Dr's. Hund „Push“ und einem zahmen Papagei wurde und uns viel Spaß machte. Nur unsere Cruboy's konnten sich nicht mit „piggy“, dem Ferkelchen, befreunden, da das gute Fressen stets ihren Meid erregte. Sie deuteten dann auf ihre Magengegend, indem sie sagten: „Mamie, look me belly be hungry too much, them shop too fine for piggy, Cruboy's must shop him.“ („Schau, mein Magen ist hungrig zu viel, dieses Essen sein zu gut für Schweine, Cruboy's wollen essen das.“) Das arme Tier hatte viel von seinen Beinigern zu leiden, denn wo sie konnten, kniffen sie es in den Schwanz und gaben ihm Rippenstöße. Ein Hochgenuß war's für alle, als sie das Tier zu Weihnachten schlachten durften und als Festschmaus allen Abfall verzehrten.

Rührend war der Boy Jossen, der mir zur Privatbedienung angewiesen war. Er machte mir, wenn ich krank war, unaufgefordert Umschläge und sagte oft teilnehmend: „O mamie no good, you live for die“ (es ist nicht gut, daß du krank bist.) Ich habe ihm deshalb auch gern verziehen, daß er bei seiner Heimkehr sich von verschiedenen Gegenständen, die mir gehörten, nicht trennen konnte.

Ein freudiges Ereignis war stets die Ankunft eines Dampfers. Die Eingeborenen mit ihren scharfen Augen sehen ihn schon in weiter Ferne und „hallern“, indem sie sich mit der Handfläche auf den offenen Mund schlagen und A schreien. Dieses Hallern pflanzt sich an der ganzen Küste entlang und erfreut alle Herzen, bekommt man doch endlich wieder Briefe aus der Heimat, die man so sehnsüchtig erwartet. Zweimal monatlich kommen Postdampfer. Ist die Schiffsflagge zu erkennen, dann rufen die Boys: „German oder English steamer live for come“ (deutscher oder englischer Dampfer lebt zu kommen) und rennen auf die Post, die dann schon von Hausboys umlagert ist; denn die Post wird nicht zugesandt, sondern sie muß abgeholt werden. Wenn es die Pflicht erlaubt, so vertieft man sich in die Briefe und Zeitungen. Wie herbe aber die Enttäuschung ist, wenn die Post nicht nach Wunsch ausgefallen, kann nur der begreifen, welcher sich so fern von der Heimat befunden.

Mit der „Gertrud Woermann“ kam im November Herr Gouverneur v. B. vom Urlaub zurück. Zum Willkommen des Gouverneurs wurden 13 Schüsse abgefeuert, die Gebäude waren mit Flaggen geschmückt und die Beamten, Offiziere und Soldaten der Schutztruppe bildeten Spalier. Einige Tage später reisten der Kanzler S. und der genesene Leutnant Sch. mit der „Nachtigall“, nach San Thomé und von da heimwärts. Vier Wochen nach der „Gertrud“ kam die „Zulu“, brachte Ablösungsmannschaften für die „Hyäne“ und nahm uns wieder gute Freunde fort. Ein Matrose der „Hyäne“ hatte sich mir als Landsmann vorgestellt und nahm auf des

Kommandanten Veranlassung eine Kiste Karitäten für mich nach Deutschland. Für den „Sperber“ war der „Habicht“ angekommen, der auch eine Musikkapelle an Bord hatte. Es war ein hübscher Anblick, wenn die Marinesoldaten, mit der Musik voran, singend vorüberzogen.

Mein größter Ausflug in Kamerun war eine mehrere Stunden währende Bootsfahrt nach Bonaberi am jenseitigen Ufer des Flusses zu Herrn und Frau Missionar Bohner, um den Geburtstag des Nestor der Basler Missionare mitzufeiern. Missionar Bohner wirkte schon 30 Jahre in Afrika. Mit ihnen und den anderen Missionsfamilien waren wir recht befreundet und wir besuchten uns öfters gegenseitig. Die Heimfahrt auf dem Fluß im Mondenschein war dann ganz wunderbar. Die Mangroven mit ihren nackten Wurzeln und grotesken Formen sahen, vom Mond beschienen, ganz gespenstisch unheimlich aus.

So lebte ich mich rasch ein in Afrika, in seine Leiden und Freuden, die Arbeiten und Krankheiten Kameruns, lernte Land und Leute kennen, die Europäer und die Eingeborenen. Von diesen will ich nun Weiters erzählen, denn das ist für den Leser doch das Anziehendste.

3. Die Duala.

So heißt der Völkerstamm, der die Stadt Kamerun und ihre Umgebung bewohnt. Die gedrungenen Gestalten, die breiten Gesichter mit plattgedrückter Nase und

aufgeworfenen Lippen sind recht häßlich; nichts destoweniger sind sie sehr eitel, lieben besonders glänzende Schmuckgegenstände, puzen sich gern und betrachten sich stundenlang in einem kleinen Handspiegel, den sie in einer Faktorei gekauft.

Die Kleidung ist sehr primitiv: sie besteht meist nur aus einem Hüftentuch; jedoch die Civilisierten oder „coulored gentlemen“ (farbige Herren), wie sie sich mit Vorliebe nennen, kleiden sich so viel als möglich europäisch. Besonders Sonntags kann man diese Gigerl beobachten, wie sie mit Badhosen, Frack, Cylinder, Schnabelschuhen und Spazierstock ihren Schönen in himmelblauseidenen Gewändern und Federhüten den Hof machen. Dies geschieht auf dem „Regierungsweg“, der für die Kameruner dasselbe ist, was für den Berliner die „Linden“. Nichts lächerlicher, als solche schwarze Fraue in ihrer abgeschmackten Kleidung; es sind meist Leute, die in Europa verzogen und verbildet, nicht das Gute, sondern die Laster der Weißen einführen und deren Sitten als Karrikaturen nachäffen.

Die reichen, noch nicht so civilisierten Weiber machen auf offener Straße Toilette, flechten sich gegenseitig ihre Duzende von Zöpfchen, die dann künstlerisch wie Hüte oder Kronen aufgesteckt werden, und andere kunstvolle Frisuren, zu deren Solidität eine Pomade aus Mist und Fett erhalten muß; auch bemalen sie sich und reiben den Körper mit Fett ein, so daß er ein glänzendes elastisches Aussehen bekommt. Achat- und Korallenschnüre sind sehr begehrte Schmuckgegenstände. Die Weiber tragen ihre Kinder auf dem Rücken, befestigen sie mit dem Hüftentuch und balancieren auf dem Kopf große thönerne

Gefäße mit Wasser. Den ganz kleinen Kindern werden die Augenbrauen ausgerissen, es ist ihnen dabei aber äußerst wohl zu Mute. Nach Affenart wird nach den lieblichen Bewohnern der Wollhaare gefahndet und dieselben mit größtem Appetit als Delikatesse verzehrt. kamen wir zufälliger Weise bei solcher Blütenlese vorbei, so wurden wir höflichst eingeladen, indem man uns erklärte: „Fine shop“! (gutes Essen); wir machten uns aber dann schleunigst aus dem Staub.

So schmutzig die Duala-Neger in ihrer Kleidung und beim Essen sind, so reinlich sind sie am Körper. Täglich ziehen sie zum Fluß, wo sie sich abseifen und waschen; selbst neugeborene Kinder werden mitgebadet. Der scharfe Geruch, den fast alle Neger an sich haben, rührt vielleicht auch von dem ranzigen Fett her, mit dem sie den Körper einreiben. Nach ihren Begriffen ist dies freilich ein Wohlgeruch, der aber den europäischen Geruchssinn aufs tiefste beleidigt.

Die Frauen stellen den Reichtum des Mannes dar. Wie bei uns das Vermögen in Aktien angelegt wird, so beim Neger in Weibern. Die angesehenen Häuptlinge haben oft mehrere hundert Weiber. Je nach Angebot und Nachfrage werden einige hundert Mark für eines bezahlt.

Den Frauen und Sklaven liegt die Feldbestellung ob; sie erfordert allerdings in dem fruchtbaren Land nicht viel Arbeit. Die Neger leben hier von Jams, einer langen, armsdicken Wurzel, die ähnlich wie die Kartoffel zubereitet wird und auch so schmeckt. Der Brei davon heißt fufu und ist sehr beliebt. Kassada, auch eine Wurzel in der Form wie Jams, wird meist

zerrieben, schmeckt wie Kleie. Mais wird zwischen zwei Steinen gemahlen und zu Maiskuchen verarbeitet. Eine Art Nationalgericht ist der an der ganzen Westküste verbreitete Palmöl-Shop, bestehend aus Fleisch, das in Palmöl gekocht und stark mit Pfeffer gewürzt ist. Manche Europäer sind sehr eingenommen von dieser in Fett schwimmenden Speise; ich war's nicht. Der Palmwein, ein bei den Negern sehr beliebtes Getränk, wird aus der Delpalme gewonnen. Zu diesem Zweck zapft man einen jungen Baum an, steckt einen Strohhalm in die Oeffnung und stellt große Thongefäße und Kalabassen zum Auffangen des Saftes unter. Der Baum geht durch das Anbohren zu Grunde. Der so gewonnene Wein schmeckt anfangs süß, wenn er aber zu gären angefangen, rauchig und wirkt sehr berauschend. Wo viele Delpalmen sind, ist in manchen Dörfern schon am frühen Morgen der Häuptling mit all seinen Unterthanen betrunken. Eine Art Bier wird aus Hirse oder Mais hergestellt. Beides wird in Wasser gekocht, die Flüssigkeit geht in Gärung über und schmeckt dann wie Hefe.

Die Dualadörfer, die ich kennen gelernt habe, machen einen netten und sauberen Eindruck. Die Hütten sind klein, aus Palmblättern hergestellt und stehen gleichmäßig zu beiden Seiten der reinlichen Straßen. Die Jams- und Kassadafelder, die Bananensträucher und Palmen zwischen den Hütten bieten dem Auge angenehme Abwechslung. Die innere Einrichtung besteht meist aus Kalabassen (Gefäßen zum Aufbewahren von Speisen und Getränken), aus Palaverstühlen (niederen Schemeln, die oft ganz kunstvoll geschnitzt sind) und aus einigen selbstgeflochtenen Matten zum Schlafen — auf dem Erd-

boden. Der Neger schläft auf diesem harten Lager besser als viele verweichlichte Europäer in Daunenbetten. Vor den Hütten sitzen die Männer, rauchen Pfeifchen, kauen Tabak und geben sich dem süßen Nichtsthun hin, wenn sie nicht auf Reisen sind; denn die Duala sind ein Handelsvolk. Arbeit halten sie für eine Schande.

Wo wir gingen, wurden wir von den Duala respektvoll begrüßt mit: „Na m'ala?“ (Wie geht's?), was wir mit: „O mala“ (Es geht) beantworteten. Es entspann sich dann eine Pantomimenunterhaltung, bei der zwar kein Teil den andern verstand, wobei wir aber fühlten, daß die Neger uns freundschaftlich zugethan waren und die „white mamies“ (weißen Damen) in hohem Grade bewunderten. Sie befühlten unsre Haut, das Haar und die Kleider, ob denn wirklich auch alles echt sei. Die großen und kleinen Schüler der Regierungs- und Missionschule begegneten uns mit Tafeln und Büchern bewaffnet; sie boten uns ein „Good morning, Mamie“ oder gar ein deutsches „Guten Tag“.

Auf einem unserer Gänge kamen wir in eine etwas entlegene Gegend und die Schwarzen glaubten, wir hätten uns verirrt. Bald hatte sich eine ganze Kinderschar um uns versammelt, bot sich uns als Führer an und machte uns auf jede Pflanze, auf jede Wurzel aufmerksam. Wir gaben ihnen zum Abschied ein Fünfpfennigstück und sie hüpfen vergnügt von dannen. Wir begegneten noch einer Anzahl Negerjungen, welche Faßreisen vor sich her schlagend, den Berg herunter gerannt kamen, genau wie's daheim die deutsche Jugend macht.

In der Nähe der Mission hat sich ein schwarzer Schneider mit seiner Nähmaschine und ein Schreiner

mit seiner Werkstatt, beides einstige Missionszöglinge, niedergelassen.

Ein tägliches und überaus malerisches Schauspiel war für mich, die ungezählten Kanu auf dem Fluß vorübergleiten zu sehen. Diese ausgehöhlten Baumstämme für 1 bis 40 Mann bewegen die Eingeborenen auf dem Rande sitzend durch ihre Paddeln mit wunderbarer Schnelligkeit vorwärts. Die Kriegskanu und solche Einbäume, die bei festlichen Gelegenheiten gebraucht werden, haben prächtig geschnitzten Bug und Kiel, mit Götzen oder Tieren in grellen Farben bemalt; auch führen manche die deutsche Flagge. Meist begleiten sich die Ruderer durch eintönige Wechselgesänge, die besonders des Nachts das Ohr des Lauschenden seltsam berühren. Dazu schwingen sie ihren „Fetisch“, ein Korbgeflecht, in dessen Bauch Kieselsteine sind, die nach Art der Kinderklapperu klingen.

In mond hellen Nächten veranstalten die Neger ihre sog. „plays“ (Tänze). Auf einem Platz, in dessen Mitte gewöhnlich ein Baum steht, sind einige hundert Neger anwesend. Trommler sitzen unter dem Baum und schlagen im Takt ihre walzenförmigen Trommeln, die aus einem Baumstück bestehend, an zwei offenen Seiten mit Fell überzogen sind und je nach der Größe höhere oder tiefere Töne von sich geben. Männer und Frauen stellen sich hintereinander und bewegen sich im Gänsemarsch mit winzig kleinen Schritten und unter Händeklatschen und eintönigem Singen um den Baum, während ein alter Neger, ein Bündel Palmzweige schwingend, als Tanzmeister schaltet. Bei besondern Gelegenheiten stürzen unter tollem Lärm der Trommeln Schwarze aus dem

Hintergrund hervor, Bananenzweige schwingend, gefolgt von zwei fürchterlichen Leopardenmasken, die in verrückten Kreuz- und Quersprüngen umherhüpfen. Staunenswert ist dabei die Geschicklichkeit, mit der die in Leopardenfelle gehüllten Neger laufen können.

Ganz besondere Ceremonien, die so recht auf den Aberglauben schließen lassen, finden bei Sterbefällen statt. Ist jemand tot, so strömen die Weiber der Nachbarschaft herbei und stimmen ein ohrenzerreißendes Klagegeheul an, das 8 Tage und Nächte fortdauert und auf diese Weise oft unsre Nachtruhe störte. Während dieser Zeit wird in der Hütte ein Loch gegraben und der Leichnam hinein versenkt, nachdem man ihm eine Rumflasche umgehängt hat, damit der Verstorbene im Jenseits nicht Durst leide. Der Rum wird aber meist vorher von den fürsorglichen Verwandten — ausgetrunken.

Eine Merkwürdigkeit der Duala ist die Trommelsprache, nur den Männern verständlich. Sie ist sozusagen der Telegraph, der in Blitzesschnelle freudige und traurige Ereignisse im Land ausbreitet. Ihr ist es mit zuzuschreiben, daß zur Zeit der Eroberung Kameruns der Aufstand so rasch um sich griff. In einem Dorf wird so getrommelt, daß es im nächsten gehört und verstanden wird, und so verbreitet sich die Nachricht von Dorf zu Dorf. So werden Kriege angetrommelt und Feste, so werden Grüße gesandt, aber auch besonders bei Nacht Beschimpfungen, sogar Majestätsbeleidigungen, wie: „König Bell ist ein Schuft!“ Der jetzt auch verstorbene Lehrer Bez hat die Trommelsprache erlernt und die Töne (ähnlich den Telegraphenzeichen) erklärt.

Neben unserm Hospital befindet sich die Kaserne der Schutztruppe mit der sogen. „soldier town“ (Soldatenstadt), die aus 60 bis 70 Hütten besteht, in denen 100 bis 200 Soldaten mit Weibern und Kindern untergebracht sind: es sind meist Lagos- oder Weyleute. Ihre Uniform ist recht fleidsam und besteht aus gelbbraunen Hosen und Jacken. Um die Hüften ist ein Stück roten Stoff's schärpenartig umgewunden; auf dem Kopf tragen sie einen roten Fez (Türkenkappe); an der Seite kurze Säbel und Gewehre, auf dem Rücken den Tornister. Wenn ich des Morgens durch das Reveilleblasen geweckt und noch ganz schlaftrunken war, glaubte ich mich auf dem Tempelhofer Felde.

Manchmal trat ich in eine Hütte ein, in die mich die Töne eines Harmoniums lockten. Ein schwarzer Soldat hatte sich dasselbe aus dem Nachlaß eines verstorbenen weißen Sergeanten gekauft und lernte von selbst spielen und zwar, wie es für einen Soldaten geziemt, nur patriotische Lieder. Seine Hütte hatte er mit Kaiser- und Schlachtenbildern tapezirt. Er kannte die Geschichte Deutschlands gut und nannte unsern Bismarck einen „big master“ (großen Meister). Die Neger haben viel musikalisches Gehör und so hört man aus Negermund hübsche deutsche Volkslieder; aber auch Berliner Gassenhauer. Von der Soldatenstadt kommt man durch ein lauschiges Palmenwäldchen zum Schießstand, wo wir ab und zu den Schießübungen zusahen.

Fünf Minuten vom Reichslazarett entfernt liegt das sogen. „Schwarze Hospital“, das Gebäude für schwarze Kranke, die von schwarzen Heilgehilfen gepflegt

werden. Es ist recht einfach, aber den Negerverhältnissen entsprechend eingerichtet. Hier ist das Reich des „small doctor“ Anjou, der in Deutschland als Lazarettgehilfe ausgebildet wurde und seine Sache ganz gut macht, — wenn er nicht betrunken ist. Ihm zur Seite steht Mbimba Efwé, der in Kassel ausgebildet, an geistigen Fähigkeiten seinen älteren Kollegen übertrifft. Beide Jünger Meskulaps bewohnen ein Wellblechhäuschen neben dem schwarzen Hospital. Anjou ist verheiratet, seine Frau Anjume ist ihm aber später durchgebrannt. Mbimba ging damals auf Freiersfüßen; doch als er sich seine Angebetete aus Kribi holen wollte, war sie schon anderweitig vergeben. Wie er mir später schrieb, hat er sich über den Verlust getröstet, als Herr Leutenant v. C. ihm in Yaundé eine Frau schenkte.

Anjou, sowohl als Mbimba, haben ihre kleinen Brüder zu sich aufgenommen, sie heißen Minda und Mukala. „Mukala“ bedeutet der „Weiße“, nichtsdestoweniger ist er so schwarz wie jeder andere Neger. Die beiden Jungen machten mir viel Spaß und brachten mir einigemal Ananas, die sie aber, wie ich später erfuhr, in des Doktors Garten gestohlen hatten. Anjou's Zimmer war ganz hübsch eingerichtet; er war sogar im Besitz eines großen Wandspiegels und einer Hängelampe. Mbimba hatte dagegen mehr Sinn für malerische Anordnung: überall hatte er Nippesgegenstände und Gemälde, freilich nicht von Künstlerhand. Neben Wandbildern von unserm Kaiser hingen kokette Balletdamen, während die drei Parzen als Pendant die drei Grazien hatten. Bei Mbimba fand ich auch Kataloge von Jordan u. Herzog aus Berlin, und er erzählte mir mit

Stolz, daß er sich einen Pfeilerspiegel, ein Jägerkostüm und ein — Korsett bestellt habe. Letzteres sollte eine Weihnachtsgabe für Anjou's Frau sein. Wie sich Madame Anjume wohl in dem Marterkasten gefühlt haben wird? —

Die Neger leiden alle an angeborener Diebsucht, was fast jeder Europäer in Afrika zu seinem mehr oder minder großen Schaden erfährt.

Unsre Hausboys erbettelten unsre abgelegten Kleidungsstücke und holten die schon in eine Schlucht geworfenen hervor und putzen sich damit. Besonders aber Sonntags machten sie Furore, wenn sie stolz in unsern Sachen umherspazierten. In den zerrissenen Schuhen wagten sie sich anfangs nicht weit, sintemalen sie sonst barfuß gingen, und — das Gehen in Schuhen muß auch gelernt sein. Des Abends wurden dann unsre alten Schuhe mit Stricken an die Füße gebunden und so lange Probe gelaufen, bis die Füße schmerzten. Glückliche waren sie, wenn wir ihnen ein Stück altes Zeug zu einem Tischtuch schenkten. Zum Tisch nahmen sie dann eine leere Bierkiste und legten das Tuch darauf; sie selbst hockten zum shop auf die Erde; als Geschirr dienten alte Blechbüchsen, als Besteck die Finger. Hatten sie außergewöhnliche Arbeit, wie Desinfizieren der Krankenzimmer, Badewasser holen u. s. w., dann bekamen sie als Belohnung für Fleiß (eine Tugend, die sie selten besitzen) ein Gläschen Rotwein. Sie kamen dann mit „Mamie“ anzustoßen und sagten mit großem Pathos: „Prost“. Auch sonst äffen sie gern die Weißen nach, indem sie sich nach Europäerart begrüßten.

So sind diese Küsten-Neger in ihrer Berührung mit den Europäern ein seltsames, ja lächerliches, aber vielfach bedauernswertes Gemisch von übriggebliebener Roheit und angefirmisierter Civilisation. Gutmütig und fröhlich, dienstfertig und anständig sind sie von Natur, aber auch träge und eitel, diebisch, gefräßig und trunksüchtig. Der Verkehr mit den Weißen aber fördert auch manche Untugend, wie er freilich auch allmählich zur Arbeitsamkeit lockt, namentlich die Cru-Leute, die besten von allen Negern, die ich kennen lernte. Mit den schwarzen Unterbeamten hat die Regierung Glück: es sind meist tüchtige und strebsame Leute.

Das geistige Wesen und Leben der Küsten-Neger spiegelt am besten die Sprache des Nigger-Englisch und den deutschen Einfluß auf unsere schwarzen Unterthanen ihre Schreibkunst: es sind die ersten kindlichen Anfänge einer geistigen Bildung.

1. Die Negersprache.

Die Missionare ausgenommen, giebt es wenige Europäer, welche sich die Mühe geben, das Duala zu erlernen. Denn man muß an der Westküste Afrikas sich durch das sogen. nigger- oder pigeon-english verständlich machen, das ist ein bunter Mischmasch aus amerikanischem Englisch, das die freigewordenen Sklaven von Amerika mit herüber brachten, aus dem gemeinen Englisch der Soldaten und Matrosen, aus dem Schrift-

englisch der Europäer und aus einigen portugiesischen Ausdrücken.

Ich führe einige Beispiele von Küstenenglisch an: Sa = Sir, mein Herr, Massa, (d. i. master) = Herr. Statt Ich heißt es mich (me), statt he (er) spricht man him (ihn) u. s. w. Me, him, them (mich, ihn, ihnen) ist aber auch Besizwort = mein, sein, ihr; be (sein) dient für alle Formen des Zeitworts: bin, sind. Him live for die, er lebt zum sterben, heißt: er ist krank, Him go for die, er geht sterben, bedeutet: er ist gestorben. Massa no live, mein Herr lebt nicht, d. h. ist nicht da. Das Wort „palaver“ hat ungezählte Bedeutungen, wie Streit, Beratung, Geschäft, Sache. Z. B.: make palaver zanken, settle palaver, Streit schlichten, palaver live for come, Streitigkeit lebt zu kommen (es wird Streit geben), palaver finish, der Streit ist zu Ende. God's palaver, woman palaver, ist alles, was sich auf Gott und Frauen bezieht. Me go show you them palaver, ich werde dir zeigen, was du zu thun hast. Suppose you kill one snake, palaver come, wenn du eine Schlange tötest, straft dich der Fetisch. Me go kill him, mich gehen ihn töten, (ich schlag ihn tot). Him like drum (= the rum) too much: er liebt Rum zu sehr, (er ist ein Säufer). Me never get power, mich nie haben Macht (ich habe keine Erlaubnis). Sabe heißt wissen, verstehen und kommt aus dem Portugiesischen; das englische to know, oder to understand ist dem Neger unbekannt. Shop (Hauptwort und Zeitwort) heißt alles, was mit dem Essen zusammenhängt. Geschlecht kennt das Küstenenglisch nicht; man gebraucht z. B. für: „Meine Schwester“ die Umschreibung: me brother

him be girl („mein Bruder er sein Mädchen“). Wie sehr der Neger an sinnlichen Begriffen hängt, zeigen uns nachfolgende Sätze: them steamer him be hungry too much, der Dampfer sein hungrig zu sehr, (der Dampfer kann noch Ladung nehmen) — them steamer him belly be full, dem Dampfer sein Bauch sein voll, d. h. der Dampfer ist vollgeladen — them steamer go sleep here for night, der Dampfer geht schlafen hier für die Nacht, (wird hier vor Anker liegen bleiben) — when sun come from bed, wenn die Sonne aus dem Bett kommt, d. h. aufgeht.

Ich füge eine Rede und ein Gespräch in Neger-englisch, die ich einem Buch über Küstenenglisch entnommen habe, ihrer Originalität halber bei.

Rede zu Kaisers Geburtstag, von dem Häuptling von Bagida gesprochen:

„We all be happy too much, them old German emperor be king for we. All people like him and all men be glad, we no blan (belong) for Englishmen. Them take too much trouble for all thing. Massa, you be we father and mother, we never get other. You must look for we and do we good. We sabe them old German emperor be one old man, him be good man and fight plenty war for French man. Them Chief for Bagidá and all men whom live here beg for God, he be him palaver, he must give him long life, that he can protect we for Englishmen, who make we fool, and we beg you Massa, you must make book and tell him all good wish.“

Uebersetzung:

„Wir alle sein glücklich zu sehr, der alte Kaiser
 „sein König für wir. (Daß der alte Kaiser unser
 „Herrscher ist.) Alle Leute lieben ihn und alle
 „Menschen sein froh, (daß) wir nicht gehören zu
 „(stehen unter) Engländer. Sie nehmen zu viel Pflicht
 „für alle Dinge. Massa, du bist unser Vater und
 „unsre Mutter, wir nie haben andern gehabt. Du
 „mußt sehen für uns und thun uns gut. Wir wissen,
 „dem alten Kaiser sein alter Mann und gefochten für
 „viel Krieg für Franzosen. Mich der Häuptling von
 „Bagidá und alle Menschen, die hier leben, bitten zu
 „Gott, er sei sein Palaver (Schutzherr) er müsse geben
 „ihm langes Leben, daß er kann beschützen wir gegen
 „Engländer, welche machen Narren aus wir. Wir
 „bitten dich Massa (d. i. den weißen Beamten) du mußt
 „machen Buch (d. h. Brief schreiben), und sagen ihm
 „alle wir (unsere) guten Wünsche.“

Ein „Schweine-Palaver“:

Der Gruneger Freitag und ein Eingeborener aus
 Porto Seguro Namens Mensah erscheinen vor einem
 Weißen.

Der Weiße vergißt sich im ersten Augenblick und
 sagt auf Schriftenglisch: „Mensah explain the case“
 (erkläre den Fall).

Mensah: „Massa me no fit hear, me no sabe
 „you mean“ d. h.: Mich nicht können hören, mich
 „nicht wissen, (was) du meinst.“

Weißer: „You must tell me them palaver.“
 „(Du mußt sagen mir das Palaver, die Sache.)

„Mensah: „Hall light (all right), Sa (sir). Me
 „live for sleep, when me small boy come and tell
 „me, one pig who blan (belong) for me go for die for
 „outside them French factory. Me go one time
 „for them prace (place) for look them palaver.
 „Plenty people live. Me ax (ask) him what's the
 „matter you stand for me dead pig? All people
 „say one Cruboy shot him, when him come for
 „him yard and shop kernels. Now me come
 „for you and me beg you massa, me beg you, you
 „must help me. Me no fit for help me alone; me
 „fear too much, all them other Cruboy go flog
 „me proper and kill me one time“. (D. h. „Recht Herr,
 „Mich leben zum schlafen (ich schlief), als mein kleiner
 „Junge kommt und sagen mir, ein Schwein, das (für)
 „mir gehört, lebt zum (ist am) Sterben für außerhalb
 „der französischen Faktorei. Mich gehen gleich zu dem
 „Platz zu sehen nach der Sache. Viel Volk lebt (d. h.
 „ist da.) Mich fragen ihm, was ist los? ihr steht vor
 „meinem toten Schwein? Alle Leute sagen, ein Cruboy
 „erschoss ihn, als ihn kam in den Hof und fraß Palmkerne.
 „Nun mich kommen zu dir und mich bitten dich, Herr
 „mich bitten dich, du mußt helfen mir. Mir nicht passen
 „(ich getraue mir nicht) zu helfen mir allein, mich
 „fürchten zu sehr, (daß) all die (andern) Cruboy's gehen
 „prügeln mich tüchtig und töten mich einmal.“

Weißer: „Friday, you sabe, you must never
 „kill pig who blan for one other man. What's
 „the matter you do bad? (d. h. du weißt, du mußt
 „nie töten ein Schwein, das gehört für einen andern
 „Mann. Was ist der Grund, (daß) du thust schlecht?)

Friday: „Yessa (yes, Sir) Massa, me swear for „God me no fit lie. Me want go for beach, and „one pig, big pass all we pig comme for me yard. „Me took one gun and shoot for him. Me look „he can die for me yard and we all Cruboyes took „him for outside them fence. For true, Massa, „him be him palaver. But me no go pay money „for him, you sabe Massa, him be them palaver, „him be country fashion, people can kill one pig, „who come for him yard, but must not pay, suppose „you never shop them pig. D. h. „Ja Herr, Massa, „mich (ich) schwören für (vor) Gott, (daß) mich nicht „können lügen. Mich wünsche zu gehe nach Strand „(ich wollte an den Strand) und ein Schwein, „größer als alle wir (unsere) Schweine, kommt für „meinen Hof. Mich nehmen eine Flinte und schießen „nach ihm. Mich sehen, ihn kann sterben (daß Schwein „ist am Sterben) und wir alle Cruboyens nehmen ihn „(es) und tragen ihn für außerhalb dem Zaun. Sicher „Massa, es ist sein Palaver. Aber mich nicht gehen „bezahlen Geld für ihn; du weißt, Massa, es ist Landes- „sitte: Leute können töten ein Schwein, welches kommt „für seinen Hof, aber nicht müssen bezahlen, voraus- „gesetzt, wir nicht haben das Schwein gegessen.“

Weißer: „Mensah, you sabe too them country „fashion, Friday must not pay for he no shop them „pig. Palaver finish.“ (D. h. Mensah, du weißt auch „diese Landes-sitte, Friday muß nicht bezahlen, denn er „nicht hat gegessen das Schwein. Palaver fertig.)

Merkwürdig sind oft die Namen, die sich die Cruboyes meist selbst zulegen. Die Headmen im Bewußt-

sein ihrer Würde nennen sich nach Fürsten oder hervorragenden Männern. So giebt es „Kaiser Wilhelm“, „Prince of Wales“, „Queen Victoria“; dann „Bismarck“, „Moltke“, „Nelson“. Die gewöhnlichen Sterblichen begnügen sich mit bescheideneren Bezeichnungen, sie heißen: „Deutschland“, „Hamburg“, „Berlin“; aber auch; Bottle-beer (Flaschen-Bier), Tea-pot, Coffee-pot (Thee- und Kaffeefanne), One day's gentleman (einen Tag lang nobler Herr), Worth for nothing (Nichtsnuß), One shillinge half penny (ein Schilling und ein halber Pfennig), Slepung box (Schlafmütz), Monkey (Affe), Piggy (Schwein), Schnaps u. s. w.

Zum Schluß einige deutsche Negerbriefe.

Sie sind an meinen Bruder in Pforzheim und an mich gerichtet. Die Schrift ist verhältnismäßig recht gut. Die Rechtschreibung aber und besonders die Zeichensetzung ist eine sehr mangelhafte. Die Briefe werden buchstäblich abgedruckt, auch mit der fehlerhaften, d. h. meist fehlenden Zeichensetzung; die Verwechslung der Fürwörter, deren richtige Anwendung dem Neger am schwersten wird, wird den Leser bei einiger Aufmerksamkeit nicht im Verstandniß beirren.

Kamerun den 21. Juli 1897.

Lieber Max;

Es hat mich sehr gefreut, Ueber deine Brief.

Endlich schreibe ich nicht zu viel nur lasse ich dir sagen Ihr Schwester hat deine Brief bei mir geschickt und da hat mich sehr gefreut über deine Brief.

So lange waren ich nicht da gewesen nur am

Busch¹⁾ Kriegsgeführen mit die Soldaten zusammen, aber ich bin nicht Soldaten, ich bin Heilgehülfe bei Reg. aber wann du meine Brief empfangen Schreibst du mir baldigen Antwort.

Meine Adresse ist Herrn A. Mbimba Ekwe Heilgehülfe Bonebela Kamerun.

Ich habe keine Zeit aber Nächsten mal schreibe ich viel nach dir.

Grüße Ihr Eltern und Bekannten.

Herzlichst Gruß

M b i m b a Ekwe Heilgehülfe Kamerun.

Kamerun den 29/12/97.

Lieber Max!

Deine Brief habe ich am 18. December erhalten, u. Mich sehr gefreut darüber.

Was ist daß Wenn ich Ihnen Brief geschickt und ich bekomme keine Antwort von dir Schnell was ist daß, Was wenig Zeit hat dir du soll am Abend Zeit hat, ich habe auch keine Zeit hier bei uns ist Viel zu thun, Ja Wohl in klein Popo ist nicht zu viel zu thun wie im Kamerun deine Schwester Johanna. Sie hat nicht so viel Arbeit in klein Popo als wie in Kamerun.

Ich habe deine Schwester ein Brief geschrieben an November 1897, ich habe Ihnen schon gefragt ob du Ihnen schon geschrieben hat, weil solange Zeit habe ich keine Antwort vo Ihnen nicht erhalten.

Kan ich Bestellung Sache die Goldner und Silberner weil deine Vater Goldner Fabrik hat ob er so-

1) Busch, das Innere des Landes, Hinterland.

freundlich sein Mir Antwort daraus lege. Bitte schicke du mir deine Bild Schicke du mir das mit das nächst Post. Unser König Bell ist am 24 December 1897 gestorben.

Zum dir besuch machen ich glaube jetzt nicht Später werde ich in Deutschland kommen jetzt ich bin noch Jung ich kann jetzt noch nicht in Deutschland zu kommen.

Jetzt bin ich verheirat

Mit herzlichst Gruß

deine Freund

M b i m b a E k w e.

Grüßen mir Ihr Eltern Vater Mutter.

Kamerun den 11. Dec. 1897.

Lieber Schwester Johanna!

Endlich kann ich nicht zu viel schreiben Nur lasse ich Ihnen Wissen daß ich ein jetzt wieder in Vaterland Kamerun gefehrt.

Ich habe Ihr Brief erhalten, aber das Brief war so lange in der Reise gewesen, ich damals in Jaunde¹⁾ weg bist, und daß Brief ist 2 Mal gefahr daß Brief war in Kamerun und ich war nicht da gewese und das Brief fuhr nach Kribi da wieder nach Kamerun.

Freilich kan ich Ihnen, wege daß ich Ihnen nicht so Schnell schriebst wer ist ich habe keine Zeit und so Faul bin ich gewesen, ich glaube nächst mal kann ich nicht wieder thun ich lißt sehr bitte, bitte daß will ich nicht wieder thun. Ihr Bruder habe ich so lange ge-

1) Station im Innern. S. S. 51 oben.

geschrieben und biß jetzt habe ich kenne Antwort bekommen von Ihnen, ob er von Ihnen schon geschrieben hat.

Oh. Schw. Johanna hier bei uns ist sehr Schwer Sache. 1 Sklavin hatte seine Herrn mit Gottlaß¹⁾ Todgehauen und 1 Frau 1 Man verwundete sehr Schwer.

erzählt Ihnen was: Herr Dr. Plehn ist mit Frau Dr. nach Malimba gefahr zum Jage er hat ein Elefanth, u. ein Leopart geschossen und ein Gligado²⁾ und ein Elefanth gefunden es war so gut u gefreut darüber meine Frau geht gut Sie ist noch Jung und so Hebsch er (sie) hat mich sehr lieb und ich hat Ihnen (sie) auch sehr lieb.

Sie grüßen Sie sehr ich auch

Herzlich gruß

Ihr Treuer

M b i m b a G k w e.

5. Sorgenvolle Zeiten.

In der trockenen Zeit giebt es wenig Krankheiten; daher hatten wir Schwestern anfangs nicht viel zu thun.

Auf Veranlassung unserer Vorgesetzten machten wir darum Ausflüge und Spaziergänge, theils um uns in der gesunden Zeit in der frischen Luft zu stärken, theils auch um mit den Eingeborenen Fühlung zu bekommen. So besuchten wir die Dörfer und ließen uns über manches Räthselhafte Aufschluß geben; auch hatten

1) Buschmesser.

2) Alligator.

wir immer ein offenes Auge für Gottes Schöpfung. Ich habe so im Vorhergehenden versucht, die Einzelheiten meiner bisherigen Erlebnisse und Beobachtungen wiederzugeben.

Bald war das vorbei, denn die Regenzeit nahte. Diese brachte uns Kranke und selber Krankheiten. So hatten wir schließlich das Haus voll Schwerkranker und anstrengende Pflegen, besonders Nachtwachen bei Sterbenden. Das hatte zur Folge, daß fast beständig eine oder zwei von uns drei Schwestern mit Fieber zu Bett lagen und somit eine allein die ganze Verantwortung für Kranke und Haushaltung hatte.

Frau Missionar B. war mit ihrem drei Wochen alten Baby zur Operation gekommen; einem Vater der kath. Mission war bei der Elefantenjagd durch Unvorsichtigkeit seines Boys der Oberarm durchschossen. Ferner hatten wir verschiedene schwerkranke spanische Matrosen vom spanischen Kriegsschiff „Pelicano“, das behufs Reparierung auf dem kameruner „Slip“ (Werft) lag und unter dessen Mannschaften heftige Malaria ausgebrochen war. Wir konnten uns mit den Spaniern gar nicht verständigen und so kam dann öfters der Kapitän des „Pelicano“, der etwas Französisch radebrechte, und sagte mir etwaige Wünsche der Patienten auf französisch.

Es starben kurz hintereinander drei Schwerkranke, bevor sie die Heimreise antreten sollten. Ein Todesfall in der fernen Welt, weit ab von den Angehörigen ist noch viel trauriger als daheim und jeder möchte lieber in heimatlicher Erde gebettet sein. Die Verstorbenen müssen wenige Stunden nach dem Tode beerdigt werden, da der Leichnam in den Tropen sehr rasch in Verwesung

übergeht und von Ameisen angefressen wird. Es ist ein eigenartiger Anblick um solch einen Trauerzug in Afrika. Der Sarg ist mit Palmen bedeckt und wird von Grubens getragen und alle Europäer, die in weißen Anzügen und Tropenhelmen erscheinen, tragen Palmen. Die Offiziere und Mannschaften der Schutztruppe und Kriegsschiffe folgen und die Musik spielt Trauermärsche.

Eines Tags brachte man uns ein kleines Negermädchen, das beim Baden so unglücklich in einen Glasscherben gefallen war, daß durch einen kleinen Bauchschnitt die Eingeweide herausgequollen waren. Das Kind war bei seiner Ankunft pulsslos und an ein Aufkommen wagten wir nicht zu hoffen, trotzdem der Herr Stabsarzt kurz vorher einer eingeborenen Frau mit dem gleichen Unfall das Leben gerettet hatte. Bei dem Kind war sofort eiterige Bauchfellentzündung hinzugetreten. Es hätte zwar ins schwarze Hospital gehört, ich hatte aber die herzige Kleine ins Herz geschlossen und bat sie bei mir behalten zu dürfen. Herr Stabsarzt warnte mich zwar vor Unannehmlichkeiten. Ich suchte eine ausrangierte Badewanne hervor, machte darin ein Lager zurecht, legte das Kind hinein und stellte die Wanne neben mein Bett. Mutter und Großmutter wichen dem Kind nicht von der Seite, was für mich nicht gerade angenehm war, denn sie spuckten mir ihren Kautabak im Zimmer umher, rauchten ihre Pfeifen und verbesserten auch sonst gerade nicht die Luft in meiner Stube. Doch wer A sagt, muß auch B sagen. Ich mußte aber die rührende Liebe und Treue der Mutter bewundern, die während der drei Tage und Nächte weder aß noch schlief und in stummer Verzweiflung am Bett ihres sterbenden Lieb-

lings saß. Und als das Kind die Augen für immer geschlossen, da ergriff es die Frau wie Wahnsinn: sie faugte dem Kinde an Mund und Nase, gleichsam als wolle sie den fliehenden Geist aufhalten oder die Seele in sich aufnehmen. So tierisch diese Handlung war, so erschien mir doch das Weib in einer erhabenen Größe, als ein Beispiel echter Mutterliebe. Die Großmutter hatte unterdes die Klageweiber geholt, welche mit ihrem rohen, unwürdigen und erkünstelten Trauergeschrei in mir die weihevollen Stimmung wieder herabdrückten. Es war ein zu großer Kontrast zu dem stummen Mutter-schmerz. Mit den Klageweibern war auch mein Kamm, meine Bürste und Seife verschwunden.

Im November bekam Schwester Leonore das Schwarzwasserfieber und mußte deshalb nach anderthalbjähriger Dienstzeit die Heimreise antreten. Ich selbst sollte, da ich alle 14 Tage fieberte und sehr elend war, im Januar in das gesündere Togo versetzt werden.

Weihnachten kam und mit ihr ein Schiff aus der Heimat: die „Aline Woermann“, welche allen ein Christkindlein vom lieben Dabeim mitbrachte; nur mir nicht, denn die „Aline“ hatte irrtümlicher Weise mein Weihnachtskistchen samt Briefen nicht ausgeladen und mit nach dem Süden entführt. Und dazu noch die starken Fieberanfalle. Ich war in recht gedrückter Stimmung. Es war aber überhaupt schwer bei 24° R. sich unter den deutschen Tannenbaum mit Schnee und Eis zu versetzen. Dennoch puzten wir am hl. Abend ein kleines künstliches Christbäumchen für unsere Grujungen. Ich ging aber gar bald in wehmütiger Stimmung zu Bett.

Am ersten Feiertag waren der Gouverneur, die

Offiziere und wir Schwestern beim Herrn Stabsarzt zum Essen eingeladen. Wir speisten auf der mit Palmen geschmackvoll verzierten Veranda. Zum Schluß wurde aus den Geschenken des Frauenvereins eine kleine Lotterie veranstaltet.

Tags darauf zog der Gouverneur mit Hauptmann v. K. und Premierleutnant v. G. in das Innere von Yaundé, um die aufständischen Häuptlinge zu züchtigen. (S. S. 51.)

Der erste Feiertag Abend brachte uns schon wieder Kranke, einige fiebernde Unterbeamte. Es waren lauter tüchtige Leute, die keinen Tag ohne Not im Krankenhaus blieben.

Nach Neujahr wurde uns der Marineingenieur Sch. gebracht mit fast hoffnungslosem Schwarzwasserfieber und am gleichen Abend der Unteroffizier G., der jeden 3. Tag Temperatursteigerung bis 41° hatte und heftige Anfälle von Atemnot und Herzschwäche bekam. Diese beiden sollten in die Heimat gebracht werden und ich mit dem gleichen Schiff nach Togo fahrend, mich ihrer unterwegs annehmen, und in Togo die Pflege im Nachtigalfrankenhaus übernehmen. Ich begab mich dann am 8. Januar 1897 an Bord der „Aline Woermann“ mit meinen beiden Patienten Sch. u. G.; beiden ging es gerade besser, sie waren eben fieberfrei.

In der Frühe am 9. Januar lichtete die „Aline“ die Anker und ich sagte Kamerun, dem fruchtbaren, üppigen Land voll Naturschönheiten und heimtückischen Fiebern „Lebewohl“. Ingenieur Sch. und ich besahen uns während der Fahrt nach der Karte noch die vielen Creeks (tote Flußarme) und Mündungen des Kamerunflusses; oder er

erzählte mir von seinen Buschtouren und Reisen nach Indien, China und Japan.

Beim Kriegsschiffhafen überholten wir den „Habicht“, der behufs Peilung am vorhergehenden Abend Kamerun verlassen hatte. Die Kapelle spielte uns im Vorüberdampfen: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen“ und die Schiffe grüßten durch dreimaliges Flaggentippen.

Nach zwei Tagen ankerten wir auf der Rhede vor Lagos. 14 Tage blieben wir, nur 12 Fahrstunden von meinem Bestimmungsort entfernt, liegen. So lange dauerte es, bis genügend Ladung genommen war. Es war dies ein sehr langweiliger Aufenthalt. Ich wäre gar zu gern an Land gefahren, doch wollte der Kapitän das gefährliche Risiko nicht übernehmen; auch ist man dort ganz auf die Gastfreundschaft der Europäer angewiesen, da es nicht ein einziges Gasthaus gibt. Die einzige Abwechslung bot uns das Angeln nach Haien, dem der Schiffsarzt sich mit großer Ausdauer hingab; er hatte indes niemals Erfolg, obgleich er ganze Schweinefeulen opferte. Die Haie, diese schlimmen Menschenfresser, sind zu schlau und scheinen den Zweck des Angelhackens zu kennen. In großen Scharen umlagerten sie unsern Dampfer, gierig lauernd, bis etwas über Bord fiel.

Der kranke Ingenieur war immer voll guten Humors und glücklich, der Heimat zuzusteuern; aber am 18. Januar bekam er Schüttelfrost und solche Temperatursteigerung, daß sie trotz aller Gegenmittel nicht wich und er vor Cap Palmas starb. Mir war es beschieden, seinen Angehörigen in der fernen schwäbischen Heimat die letzten Grüße des Sterbenden zu senden.

Fast zur selben Zeit bekam auch mein anderer Patient, Unteroffizier G. seine Anfälle wieder, ist aber doch, wie er mir später schrieb, glücklich nach Hause gekommen.

Am 23. Januar 1897 konnten wir endlich Lagos verlassen und waren am 24. Januar auf der Rhede von Klein-Popo im Togogebiet.



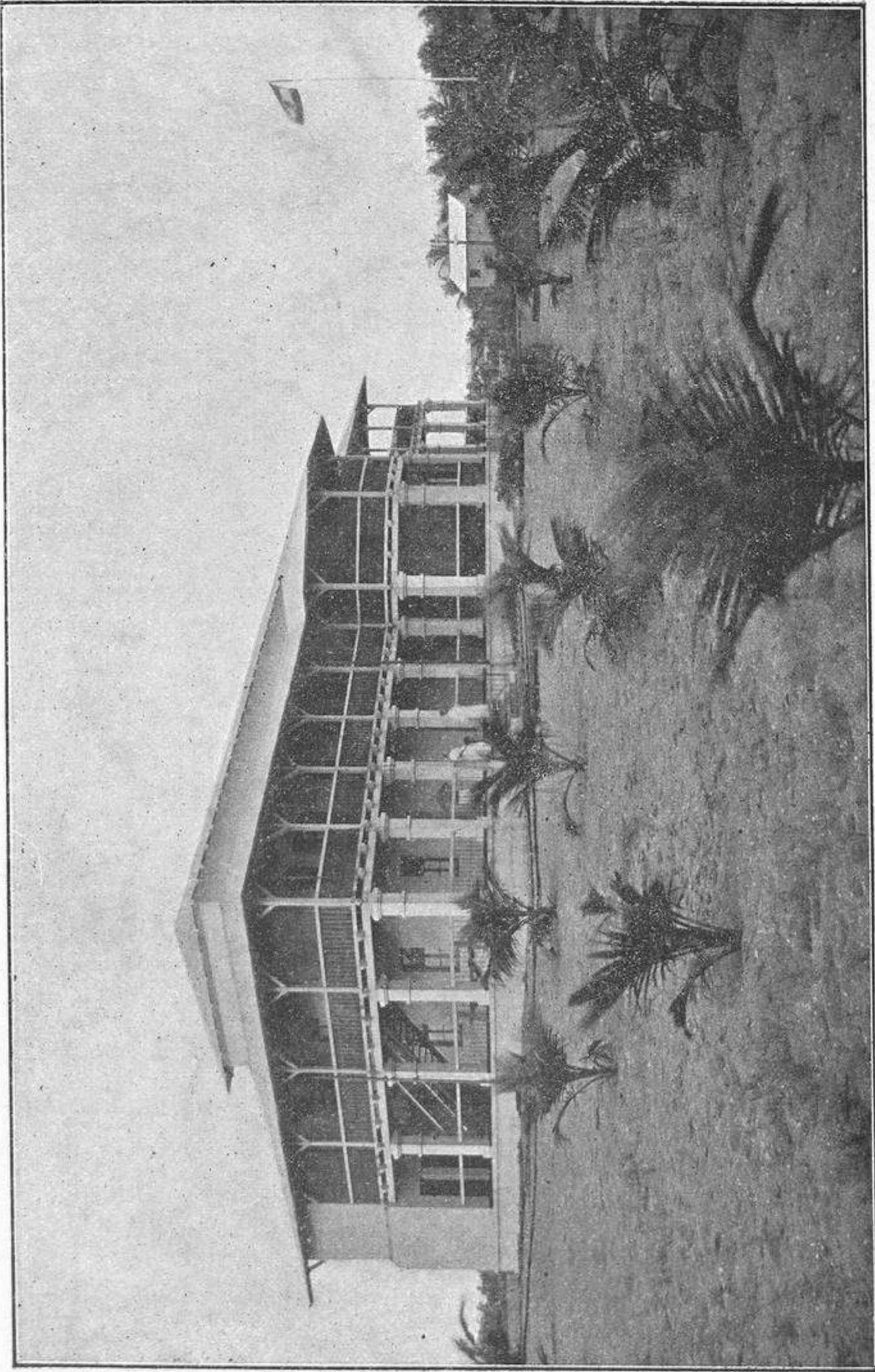
In Togo.

Das Nichtigalkrankenhaus und seine Umgebung.

Klein-Popo liegt auf einem schmalen sandigen Streifen Landes zwischen der Lagune, die sich von der Goldküste bis Lagos erstreckt, und dem Strand. Jenseits der Lagune ist das Togogebiet außerordentlich fruchtbar.

Am Strand von Kl.-Popo erwartete mich Herr Oberstabsarzt W. und brachte mich zum Hospital. Der Weg führte vom Postgebäude an eine halbe Stunde am Strand entlang, erst an Faktoreien, dann an Negerhütten vorbei. An die katholische Missionsstation schließt sich die wesleyanische oder Methodistenmission und daran reiht sich das Hospital.

Schwester Malwine, zu deren Ablösung ich gekommen, war sehr leidend und mußte nach vierzehnmönatlicher Dienstzeit in die Heimat zurückkehren. Schwester Elise Heidner, eine Nürnbergerin von der



Madhygal - Krankenhaus in Togo.

dortigen Methodistengemeinde, die mir eine liebe Gefährtin wurde, sah dagegen recht gesund aus und ertrug das Klima, ihrer ruhigen, glücklichen Naturanlage zufolge, vorzüglich. Herr Oberstabsarzt W. wirkte schon 10 Jahre im Togogebiet als Regierungsarzt. Er hatte einen sehr anstrengenden, aufreibenden Posten; denn nicht nur mußte er in Togo im Land umherreisen, zu Pferd oder zu Boot, sondern er wurde auch häufig in die angrenzende englische und französische Kolonie gerufen. Er war wegen seiner Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Erfahrung in ganz Togo, sowie an der Goldküste und im französischen Dahomey hoch verehrt.

Das Hospital, dem berühmten Afrikaforscher Dr. Nachtigal zu Ehren „Nachtigalfrankenhaus“ genannt, ist eine Musteranstalt, was Bau, Einrichtung und Verwaltung anbetrifft. Es liegt in dem Orte Kpota. Ein prächtiges, lustiges Gebäude, steht es direkt an der See und die kühlende Brise macht die Hitze einigermaßen erträglich. Temperatur: 20—30° R. Das Erdgeschoß enthält ein Laboratorium für den Arzt und die Schwestern, ein Krankenzimmer und je eine Stube für Hausboys und Mädchen. Oben befinden sich 4 Krankenzimmer (mit je 1—3 Betten), Studierzimmer und Salon für den Arzt und ein Baderaum. Eine breite Veranda führt ringsum und hat der See zu einen hübschen, abgeschlossenen Ausbau, den die Patienten „Affenkästen“ taufen. Hier waren zur Bequemlichkeit der Genesenden Madeiramöbel aufgestellt. Durch einen kurzen, verandaartigen Gang ist mit dem Hauptgebäude ein kleines Nebengebäude verbunden, in welchem sich unten die Küche und Speisekammer und oben die Schwestern-

zimmer befinden. Bedauerlicher Weise war gerade hier die frische Seebrise durch das Hauptgebäude abgeschnitten, deshalb hatten wir in unsern Zimmern oft eine Hitze von 30—36° R., die uns manchmal unerträglich schien, so daß wir uns die meiste Zeit auf der Veranda aufhielten. Später ließ Herr Oberstabsarzt diesem Uebelstande durch bauliche Veränderungen abhelfen.

Das Hospital liegt inmitten eines großen, mit Kokosnußpalmen bepflanzten Grundstücks, auf welchem sich auch eine Baracke für schwarze Kranke, Waschküche, Leichenhaus, Boyhaus und Schuppen mit Stallungen für Pferde, Kühe und Geflügel befinden. Hinter dem Schuppen ist ein Gemüsegarten, welcher Salat, Gurken, Tomaten, Radieschen und Garteneier liefert, falls Ungeziefer und Gewürm etwas übrig lassen. Im Schutze des Hauses hatten wir ein kleines Ziergärtchen angelegt; aber nur mit der größten Mühe und Geduld läßt sich dem undankbaren Boden etwas abgewinnen, denn die salzhaltige Brise zerstört alles, was ihr in den Weg kommt, mit Ausnahme der Kokosnußpalme. Morgens und abends mußten enorme Massen Wassers aus Grundbrunnen vergossen werden, damit wir unsere Patienten und uns selbst mit allerdings bescheidenen Sträußchen aus Oleander, afrikanischen Winden, Cynien, Balsaminen, Datura und Strohblumen erfreuen konnten. Die Blumenbeete und Wege des Gartens waren mit leeren Flaschen eingefaßt. Einige Negerdörfer, in Palmen versteckt, bildeten die einzige Abwechslung in der ab und zu mit kümmerlichem Busch und unsympathischen Kakteen bedeckten, sonst traurigen Sandfläche zwischen Meer und Lagune.

Nur das Meer mit seiner tosenden Brandung (das heftige, mit donnerndem Geräusch verbundene Brechen der Meereswellen an schroffen Gestaden, Sandbänken oder Felsen) sang uns ein gewaltiges, unheimlich drohendes Lied; während in dunkler Nacht sich die kolossalen Brecher gleich feurigen Schlangen ans Ufer wälzten. (Ein „Brecher“ ist die einzige lange Welle, die sich vom Grund zur Oberfläche erhebt und mit furchtbarer Gewalt und donnerähnlichem Getöse sich überstürzt). Dieser gewaltigen Brandung halber werden die Postbeutel stets in eine wasserdichte Tonne eingefüfert, um die Briefe vor dem Naßwerden zu schützen. Wenn das Postboot dann, was häufig genug geschieht, bei der Rückfahrt vom Dampfer kentert, so wird die Tonne unbeschädigt von der Brandung irgendwo an Land getrieben und kann nicht verloren gehen.

An schwarzen Dienstleuten fand ich im Hospital vor John Kuevi, den Küchenchef. Er war ein bescheidener, gütmutiger Neger, der ein Kauderwelsch von Englisch und Deutsch sprach, von Herrn Oberstabsarzt in die Geheimnisse der edlen Kochkunst eingeweiht. Der Koch ist sehr geschickt und selbstständig. Die Wirtschaftsschwester bespricht mit ihm, was und wie gekocht werden muß, und giebt alles dazu Nötige aus dem geschlossenen Speiseschrank heraus. Fulln, der Kochjunge oder „Bäckermeister“, wie er sich mit Vorliebe nannte, ist in Berlin im Restaurant „Zum Prälaten“ ausgebildet; Dovy, der Küchenmullboy, bekam bald wegen unverbesserlicher Faulheit und noch größerer Unreinlichkeit den Laufpaß. Im Speisezimmer herrschte Fatu, der weder Deutsch noch Englisch verstand, dafür aber eine um so größere Fertigkeit

im Zerbrechen von Gläsern und Geschirren hatte, die er dann kunstvoll mit Gummi arabicum wieder zusammenflebte. Unser Waschmann hatte sehr intelligente Züge. Er trägt jahraus jahrein dasselbe durchlöchernte Tricotshemd, das ihm bis an die Kniee reicht, als einziges Kleidungsstück. Man kommt auch ganz gut mit ihm aus, wenn man sich keinen Tadel erlaubt. Er bekommt zum Waschen die Seife und Blaufugeln und 1 Mk. 50 Pfg., wofür er Holzkohle und Stärke kauft. Sein Lohn beträgt monatlich 35—40 Mark. Wenn er will, kann er sehr sauber waschen; beim Stärken macht er manchmal den Fehler, daß er statt der Tropenkleider die Leibwäsche stärkt. Wegen des Wäschetrocknens braucht er sich keine große Sorgen zu machen, denn das besorgt die liebe Sonne in wenigen Stunden. Als Bügelofen dient eine Kiste, die ausgemauert und mit einem Rost versehen ist. Auf einem Holzkohlenfeuer stehen die massiven Bügelisen, die vor dem Gebrauch im Sand gereinigt werden. Der smallboy des Waschmanns facht das Feuer an mit einem selbstgeflochtenen Fächer aus Palmrippen.

Für die häuslichen Arbeiten bekamen wir fünf von der Regierung befreite Sklavenmädchen im Alter von 8—15 Jahren zugewiesen; sie waren Sklavenjägern von Regierungsbeamten abgenommen. Sie sind vermutlich vom Stamm der Muschi und Salaga zur Küste gebracht, kennen zumteil weder ihre Eltern noch ihren ursprünglichen Namen und hatten, seit sie im Hospital waren, ziemlich gut Deutsch gelernt. Zuleika, die älteste, sehr häßlich und eitel, hat die unteren Räume in Ordnung zu halten. Clara (oder Ahumbé) wäscht das Geschirr ab, Johanna besorgt das Geflügel. Kascha und

Paula (Abomé) waren mir unterstellt und besorgten die Krankenzimmer. Außerdem hatte Johanna Schw. Elisens besondere Bedienung, während Kascha meine „Kammerzofe“ war. Da die Mädchen von Natur große Neigung zur Unreinlichkeit hatten, so mußten wir Schwestern strenge Aufsicht führen.

Unsere schwarzen Dienerinnen machten uns manchen Merger und Kummer, aber auch viel Freude und Spaß. Zu den bisherigen fünf bekamen wir noch ein herziges, etwa sechs Jahre altes Mädchen „Biga“ hinzu, und zwar durch Herrn Landeshauptmann Köhler, der diese kleine Sflavin auf einer Expedition gerettet und hierher mitgebracht hatte. Biga war recht aufgeweckt und hatte für ein Negerkind ein rasches Auffassungsvermögen. Ihre Bewegungen waren sehr anmutig und sie war aller Liebling. So war es z. B. ein allerliebster Anblick, als eines Abends, da die Mädchen bei uns waren, Paula die eingeschlafene Biga behutsam von der Erde aufnahm, sie sich auf der Hüfte festband und vorsichtig hinuntertrug, um sie leise und behutsam in ihre Stube niederzulegen. — Jeden Dienstag war bei uns „Nähstunde“, und die Mädels konnten sich bald ganz gut ihre Sachen während derselben flicken. In der höheren Kunst haben sie es nach einem Monat bereits bis zum „Stielstich“ gebracht.

Die Küche des Krankenhauses ist vorzüglich, afrikanischen Verhältnissen entsprechend, ungleich reichhaltiger, als die in Kamerun war. Es werden allerdings viel Konserven verwendet, aber täglich kommt ein schwarzer Haussahschlächter Namens Doddo und bringt frisches Hammelfleisch, das Pfund zu 50 Pfg. Jeden Morgen erscheinen schwarze Händlerinnen, mitunter auch

schon Mädchen von fünf Jahren und bringen Landesprodukte zum Verkauf: Jams, Cassada, Mais, Sweet potatoes (Süß-Kartoffeln), Hühner, (sind kleiner und hochbeiniger als die europäischen, wohl eine degenerierte Rasse, das Stück kostete 25—50 Pfg.), Eier (coclosia, 8 Stück für 25 Pfg., selten ganz frisch), Enten (quaqua 1 Mark), Butter (4—6 Mark).

In unserm Geflügelhof hatten wir eine Anzahl Madeirahühner, die sehr schöne Eier legten, was bei unseren Schwerkranken von großem Wert war; doch die Zucht ist eine ungemein schwierige, der Erfolg trotz größter Mühe gering. Häufig wurden uns Antilopen-Rücken und -Keulen angeboten, deren Fleisch dem unseres Reh's gleichkommt; 6 kg kosteten manchmal nur M. 1.50. Ab und zu gab es Stachelschweine, Palmratte, (dem Hasenbraten gleich) und Schildkröte.

Die Riesenschildkröte wird von der See ans Ufer gespült; wer sie zuerst findet, dreht sie auf den Rücken und steckt einen Stock daneben in die Erde; damit ist der Finder Eigentümer und die Schildkröte für jeden andern unantastbar. Der Finder holt sich nun Leute herbei, die ihm helfen, das Tier an Ort und Stelle zu bringen, wo es dann verkauft oder geschlachtet wird. Das Fleisch ist sehr billig.

Nur höchst selten kamen wir zum Genuß von Ochsenfleisch, trotzdem die Eingeborenen große Viehherden besitzen. Die Ochsen und Kühe hier sind kleiner als die europäischen und ihr Fell sieht aus wie Samt. Milch wird kaum von den Kühen gewonnen und wir im Hospital waren die einzigen Glückseligen, die täglich einen Liter frische Milch bekamen; im übrigen wurde

nur importierte Büchsenmilch verwendet. Die dürre Weide gab eben dem Vieh nicht viel Nahrung und Kraft. Die Tiere bleiben häufig auch des Nachts im Freien. Alle paar Wochen ging ein Circular bei den Europäern herum: „A fatted bullock will be killed too morrow“ (ein fetter Ochse wird morgen geschlachtet werden). Da aber die wenigen Europäer von Kleinsopo nicht genügend Fleisch bestellten, so wurde eben der „fette Ochse“ nicht geschlachtet. Für sich selbst töten die Neger selten ein Tier, da das Kindvieh den Hauptbestand ihres Vermögens ausmacht. Zur Arbeit wird das Vieh nicht verwendet.

Die See- und Lagunenfische, die Krabben und Schrimps*) sind eine vortreffliche Speise. Zum Fischfang auf der Lagune sind große Reusen mit Fischkörben angebracht, bei Nacht werden noch mit Palmöl gespeiste Lämpchen an die Reusen gesteckt, um die Fische anzulocken; um aber einen möglichst reichen Fang zu sichern, findet man überall an den Körben sog. Fetische aus Tierschädeln. Krabben und Schrimps werden gefangen, indem am Abend große Blechbüchsen mit brennenden Lämpchen am Strand in den Sand gegraben werden; da die Tiere dem Licht nachgehen, fallen sie in die Büchse, aus der sie nicht entinnen können.

An Früchten des Landes stehen Ananas obenan. Sie wachsen jenseits der Lagune in Feldern wild und jeder Vorübergehende hat das Recht, sich welche zu

*) Die Schrimps gehören zur Ordnung der Krebse und sind wohl identisch mit den Crevettes der französischen Nordküste. In Brehms Tierleben sind sie unter dem Namen Palämon beschrieben.

nehmen; doch muß er nach Landesfittte den Trieb, der eine neue Pflanze giebt, wieder in die Erde stecken. Die Bananen (*Musa*), die zu hunderten in Form einer kleinen Gurke an einem Büschel wachsen, haben schleimig süßes Fleisch; die Frucht schmeckt köstlich. Die Mangopflaumen, an Gestalt einer großen Birne ähnlich, haben ein saftiges Fleisch, worin ein langer flacher Stein liegt. Diese herrlichen Südfrüchte sind hochwillkommene Zugaben der Tafelfreuden. Dem Soursoap, den Guaven, Papaya (eine Melonenart) und anderen tropischen Früchten konnte ich keinen besonderen Geschmack abgewinnen. All diese lukullischen Genüsse wurden uns nicht immer zuteil und besonders in der Trockenzeit mußten wir manches entbehren. Kommt dazu noch der Dampfer, der Proviant mitbringt, nicht zur richtigen Zeit an, so fehlt es oft am Nötigsten; man ist dann fast nur auf Hammelfleisch und Hühner angewiesen, welche aber dem Europäer nach zu häufigem Genuß zuwider werden; daher verursacht auch die Abwechslung des Küchenzettels oft rechtes Kopferbrechen.

An Getränken für Europäer werden alle Arten Mineralwasser, von den Grunegern „Bumswasser“ genannt, Bier, Wein, auch Schaumweine („Bumsweine“) eingeführt. Ich hielt mich nur an Regenwasser. Solches wird in großen Cisternen während der Regenzeit aufgefangen, darf aber ungekocht nicht getrunken werden. Die Getränke wurden, um sie einigermaßen kühl zu halten, in große thönerne Kühltöpfe voll Wasser gelegt. Die Verdunstung des Wassers durch den porösen Thon erzeugt Kälte.

Die Europäer tragen alle möglichst leichte weiße

Muzüge, die Damen recht weite leichte Blusen. Gegen die glühenden Sonnenstrahlen ist für beide Geschlechter ein sog. Tropenhelm aus Kork unentbehrlich; aber auch bei Mondenschein darf man nicht unbedeckten Hauptes umhergehen, da der Mond in den Tropen ähnliche Erscheinungen im menschlichen Organismus hervorrufft, wie die intensiven Sonnenstrahlen.

Mit der Gewandung mußten wir uns dem Klima fügen. Wir Schwestern trugen leichte weiße Messelkleider mit dem eingenähten roten Kreuz auf dem rechten Arm. Auch sonst war es nötig, an Kopf und Leib sich möglichst lustig zu halten. Wenn wir ins Freie gingen, so hieß es den Tropenhelm aufs Haupt stülpen. Versäumte man das einmal, so schickte ihn der Doktor sogleich nach und hinterher gab's einen kleinen Vorhalt ob des Leichtsinns. Entsetzlich litten die kathol. Ordensschwestern durch den Kleiderzwang: schmachkend vor Hitze kamen sie oft in ihren schweren festgeschlossenen Wollkleidern bei uns an und ihr erstes war, sich in einem Zimmer auszulüften und abzukühlen.

Da hatten wir's doch besser und waren dankbar, daß wir, durch keine strenge „Regel“ gebunden, in dem gesundheitsgefährlichen Land den Forderungen der Gesundheit leben konnten. Denn es giebt kein niederschlagenderes Gefühl, als wenn man andern dienen soll und ist selber nicht leistungsfähig. Und zum Dienen, zum Arbeiten und Pflegen ist man ja doch da.

2. Die Togoneger, ihre Sitten und Gebräuche.

Die Togoneger gehören dem Stamm der Epe oder Ewe an. Sie sind meist große schöne Leute von kräftigem Wuchs, geschmeidigen Muskeln und edler Haltung; sie haben zum Teil wenig von echtem Negertypus, wie aufgeworfene Lippen, plattgedrückte Nase u. s. w. Ich kannte einige Negermädchen, die ich wegen ihrer Schönheit lange betrachtete.

Es giebt aber auch kaum mehr eine reine Rasse an der Küste. Als Aristokraten dünken sich diejenigen, die von Urgroßvaters Zeiten etwas portugiesisches Blut geerbt haben, deshalb hört man auch noch viele hochtrabende portugiesische Namen, wie Antonio, d'Almeida, Victorino Pinto da Silveira zc. zc. Leider kann man mit geringen Ausnahmen wenig gute Eigenschaften an diesen Negern finden. Sie sind zwar sehr intelligent, aber mehr noch schlau, durchtrieben, frech und undankbar; die Männer sind faul, die Weiber sittenlos.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen hält es schwer, Sicheres und Genaues zu erfahren: schon wegen der Sprache, auch halten sie vieles geheim. Doch konnte ich manches beobachten, namentlich weil der auffallenderweise trockene und darum gesündere Anfang meines Aufenthaltes mir viel Zeit und Gelegenheit bot, allerlei kleinere und größere Gänge und Besuche zu machen.

Auch hier, wie bei allen Negerstämmen, herrscht Vielweiberei. Die Stellung der Frau ist darum

auch eine sehr niedrige. Sie wird gekauft und kostet je nach Alter (sein genaues Alter kennt der Neger nie) und Schönheit eine Anzahl Ochsen oder Geld. Der Mann hat gewöhnlich für jede einzelne seiner Frauen und deren Kinder ein besonderes Haus, ebenso für sich selbst. Das ganze Anwesen ist dann mit einem Reifigzaun umgeben. Die Frau muß durch Handeln sich und ihre Kinder ernähren und noch das dabei erübrigte Geld ihrem Manne abliefern. Will ein Mann eine Frau nicht mehr, so schickt er sie einfach zu ihrer Mutter zurück. Ich frug einst unsern Koch, der nur drei Frauen besitzt, warum diese denn handeln müßten, er selbst verdiene ja so viel Geld; in Deutschland bekäme die Frau im Gegenteil das Geld von ihrem Manne. Da erwiderte er mir: „Ja Schwester, in der Deutschland there bringt das woman velle, velle Geld mit, I must aber wenn I for de Heirat 5 Pfd. Sterling bezahlt und for de Hochzeit velle bottles gin und for de Schwiegermutter I must kosen budega und de Hochzeitschop und for de Christmas muß kosen budega for de drei women“. (Ja Schwester, aber in Deutschland bringt die Frau viel Geld mit; ich muß aber, wenn ich heiraten will, 100 Mark bezahlen und zum Hochzeitstag viele Flaschen Schnaps, das Essen und ein Hüftentuch kaufen und zu Weihnachten allen drei Frauen Hüftentücher schenken).

So tief die Frau unter dem Mann steht, so genießt sie doch als Mutter ein hohes Ansehen. Die Kinder unternehmen selten etwas, ohne vorher die Mutter um Rat gefragt zu haben.

Die Kleidung ist eine ähnliche, wie die der Duala, die Weiber tragen um die Hüften Perlenschnüre.

Die kleinen Kinder werden mit dem Hüftentuch auf den Rücken der Mutter gebunden, als ob sie darauf ritten. Bei den umliegenden Völkerstämmen sieht man oft die eigentümlichsten Tätowierungen, aber diese meist nur im Gesicht.

Die Togoleute baden sich auch täglich mindestens einmal in der Lagune; wohnen sie aber zu weit davon entfernt, so seifen sie sich im Hof von Kopf bis zu Fuß ein und spülen sich mit Kalabassen voll Wasser wieder ab. In der Pflege der Zähne könnten die meisten Europäer von den Eingeborenen lernen. Vor und nach dem Essen wird stets der Mund mit Wasser ausgespült; fast beständig haben sie ein rundes langes Hölzchen im Mund, das sie zur Bürste zerkauen und mit dem sie die Zähne bürsten, so oft sie die Hände frei haben; deshalb sind auch die Zähne der Togoaner fast ohne Ausnahme tadellos.

Die Eingeborenen spielen mit Leidenschaft Karten oder auch mit Steinen (ich vermute flachen kastanienähnlichen Kernen einer Frucht) eine Art Würfelspiel. Sie hocken dazu auf der Erde und benützen eine Matte als Tisch.

Der Sklavenhandel ist verboten; doch besitzen die angesehenen Schwarzen zum Teil noch Sklaven, die sie aber sehr gut behandeln. Dieselben bekommen ihr Essen, müssen nicht allzuviel thun und kennen nicht den harten Kampf ums Dasein. Manchmal kommt es vor, daß ein Sklave mit Erlaubnis seines Herrn in andere Dienste übertritt. Sagt ihm seine neue Stellung nicht zu, so kommt er zu seinem alten Herrn zurück, indem er

sagt: „Du bist mein Vater und meine Mutter, du mußt wieder für mich sorgen.“ Der Sklaven-Raub und -Transport ist dagegen grausam, und wenn die Regierung einen solchen aufspürt, so werden die Sklaven losgekauft oder mit Gewalt befreit.

Im Gegensatz zu den Dualadörfern sahen die mir bekannten Ortschaften der Tognoleute schmutzig aus. Die Hütten sind aus Palmrippen gebaut und mit Lehm beworfen, was ihnen ein unordentliches Aussehen giebt. Die reichen schwarzen Kaufleute („traders“) bauen sich dagegen schon Häuser in europäischem Styl, mit Veranden umgeben.

Die Regierung läßt, wo es nötig ist, gute Wege herstellen. Der Gouverneur ist überhaupt bemüht, auch sonst allerlei Neuerungen einzuführen, die besonders für die Gesundheitsverhältnisse von größtem Wert sind.

Die Nebengassen der Dörfer sind manchmal so eng, daß kaum zwei Menschen aneinander vorüber können und überall liegen Scherben, Kalabassen, Lumpen umher. Wo man geht und steht, laufen einem Schweine, Schafe, (diese haben keine Wolle, sondern lange Haare), Ziegen und Geflügel in den Weg. In Klein-Popo (Anecho) und Lome, wo Europäer wohnen, müssen die Haustiere in Umzäunung und die Straßen in Ordnung gehalten werden.

Die Togoaner stehen noch ganz unter dem Einfluß der Fetischleute, den abgeseimtesten Schurken, die es giebt. Die oberste Gottheit heißt „Mawu“; sie ist gut, darum braucht sich der Mensch gar nicht um „Mawu“ zu kümmern. Um so mehr muß er aber mit

den bösen Göttern den „Fetischen“ Freundschaft halten. Früher wurden dem Fetisch zu Ehren Sklaven und Kinder geopfert. Diesem und noch vielen andern Mißbräuchen hat die Regierung Einhalt geboten; sie kommt darum auch öfters mit den Fetisch-Priestern und -Priesterinnen in Konflikt. An vielen Straßenecken und auf öffentlichen Plätzen stehen unter einem spizen Grasdache, das auf niedrigen Pfählen ruht, abscheuliche aus Lehm geformte Fetische („Götzen“), denen leere Schnapsflaschen, zerbrochene Kalabassen und Lumpen geopfert werden. Einem dieser „Fetische“ hatte man ein Stück schwarzweiß-roten Flaggenstoffs malerisch umgehängt. Außerdem besitzt noch jedermann Privatfetische aus Tiergerippen, Totenschädeln u. s. w. bestehend. So steckte lange Zeit als „Fetisch“ ein ausgebleichter Papageienhädel über unserm Hühnerstall; wahrscheinlich sollte der Fetisch den Eierdieb vor dem Entdecken schützen.

Die größten Verbrechen werden auf Befehl des Fetichs verübt; meist stecken die raffinierten Fetischpriester dahinter. Kommt ein Neger wegen eines Verbrechens vor Gericht, so leugnet er mit der größten Frechheit und leckt zur Befräftigung des Schwurs seinen Finger ab, streckt ihn gen Himmel und sagt: „Mawu“ d. h. „Gott weiß, daß ich nicht lüge.“ Ist er aber durch Beweise überführt, so ist stets die Ausrede: „Fetisch, him tell me so“ („der Fetisch hat es mir befohlen“.)

Zu Ehren des Fetichs werden oft große Umzüge veranstaltet, wobei die Priester und Priesterinnen mit Palmzweigen bekränzt singend und johlend durch die Dörfer ziehen. Zu den Fetischtänzen, denen wir öfters beiwohnten, waren die Oberkörper der Fetisch-

leute mit Thon beschmiert und mit Kaurimuscheln behangen; ihre Köpfe sind mit Kaurimuschelketten diademartig umwunden, die Hüften mit kostbaren Stücken Stoffes bekleidet und mit Perlschnüren geschmückt. Die rhythmischen Tanzbewegungen sind zu Beginn recht schön, arten aber bald in wilde Gliederverrenkungen aus, die auf den Zuschauer abstoßend wirken. Einzelne Tänzer und Tänzerinnen fallen ohnmächtig nieder, während andere in Verzückungen geraten. Auch bei Vollmond wird gesungen, getrunken und getanzt.

In Wydah, im französischen Dahomey, wird den ungiftigen Schlangen, den „Boa constrictor“, göttliche Verehrung gezollt. Es steht sogar in Wydah ein Schlangentempel, in dem die Schlangen gefüttert und verpflegt werden. Diese Schlangen dürfen auch einen Spaziergang machen; doch muß jeder Schwarze, der ihnen begegnet, sich platt auf die Erde legen. Man hatte von den Europäern dasselbe verlangt und als sie natürlich darauf nicht eingingen, sollten sie doch wenigstens beim Anblick einer heiligen Schlange den Hut abnehmen. Wegen der Weigerung wäre es beinahe zu einem blutigen Aufstand gekommen. Die „göttliche“ boa, welche etwas zu weit geht, wird von den Priestern behutsam aufgehoben und in den Tempel zurückgebracht.

Bei manchen Stämmen in Westafrika herrscht noch die Blutrache. Ist ein Mord verübt worden, so halten die Verwandten des Gemordeten eine Art Femgericht, bei welchem ein Mann der Familie dazu bestimmt wird, den Ermordeten zu rächen. Zu diesem Zweck und um sich unkenntlich zu machen, versteckt sich der

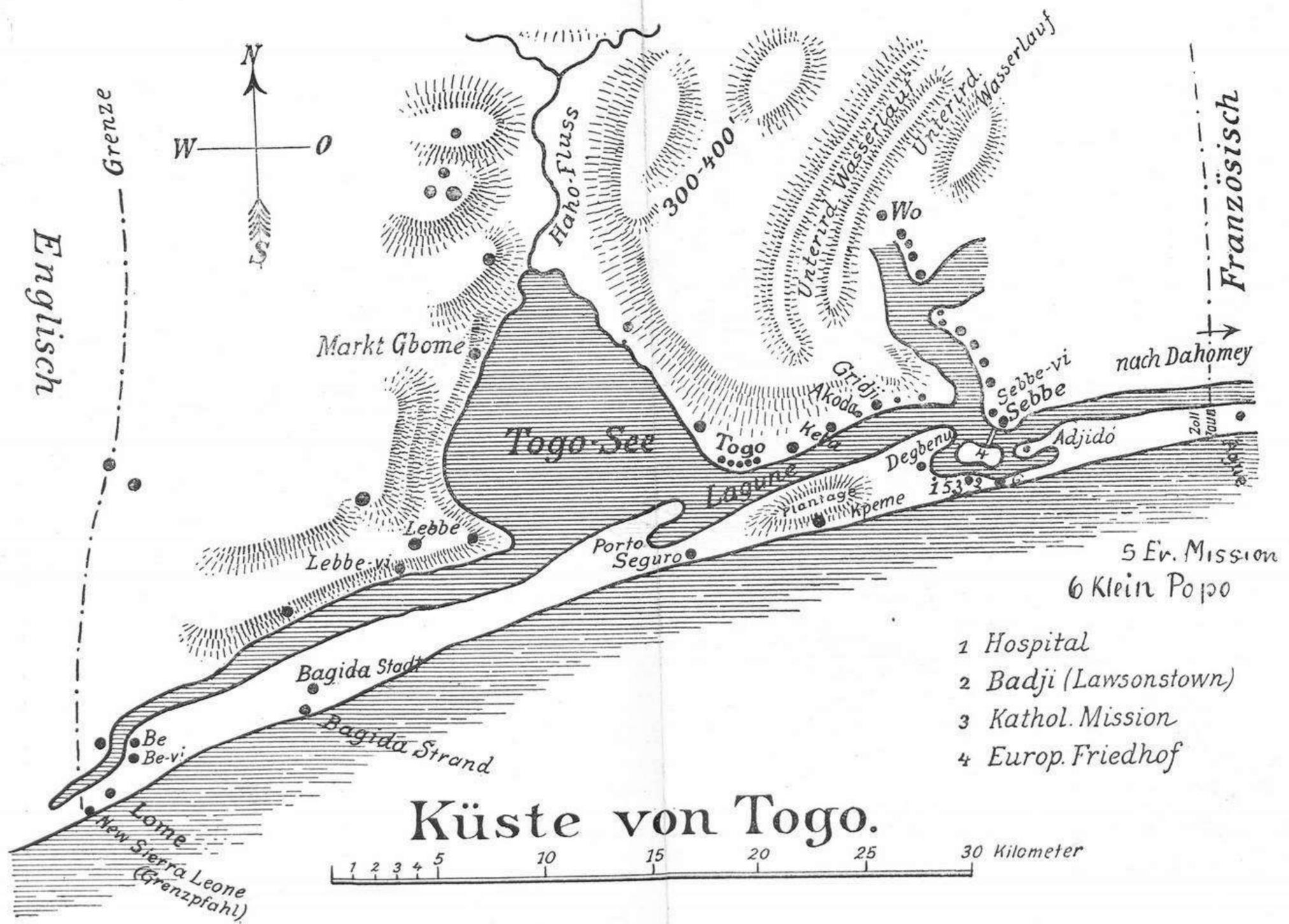
Rächer hinter eine Maske und giebt dem Mörder bei der nächsten Gelegenheit den Todesstoß.

Zur Begrüßung hocken sich die Eingeborenen halb auf die Erde, indem sie der Reihe nach fragen und antworten: „Oa doâ? Donne de doâ. — Homme-tole? elle“. (Guten Tag, wie geht's? Gut. Wie geht's deinem Mann, Kindern? 2c. 2c.) Man erkundigt sich nach allen möglichen Familienmitgliedern, ob der Befragte welche hat oder nicht.

Mehrfach habe ich zugeesehen, wie die neugeborenen Kinder behandelt werden. Waren dieselben mit Muttermilch gesättigt, so wurden sie nach einem Bade mit Lehm, Thon und Kuhdung eingeschmiert und mit Cassadabrei vollgestopft. Konnten die armen Würmer nicht mehr schlucken, so wurde mit dem Finger nachgeholfen, bis der höchste Grad von Atemnot eintrat. Daß so geplagte Kind wurde nun so lange geschaukelt und auf den Rücken geklopft, bis es seinen Mageninhalt von sich gab. Diese Prozedur wiederholte sich mehrmals am Tage; daher auch die vielen Froschleiber und die große Sterblichkeit der Kinder.

Den Sterbenden wird oft Sand in die Augen gestreut, damit sie die Augen nicht schließen können. Ist ein Familienvater gestorben, so wird bei den Trauerfeierlichkeiten acht Tage lang Unmengen von Pulver verschossen und Schnapsgelage abgehalten.

Die Industrie ist hier bei den Schwarzen bei weitem nicht auf der niederen Kulturstufe, wie man gewöhnlich annimmt. Es werden schöne Stoffe in bunten und oft recht geschmackvollen Mustern gewoben, Matten und Hüte, Taschen und Körbe aus Kokosnußfasern und



Küste von Togo.

1 2 3 4 5 10 15 20 25 30 Kilometer

- 1 Hospital
- 2 Badji (Lawsonstown)
- 3 Kathol. Mission
- 4 Europ. Friedhof
- 5 Ev. Mission
- 6 Klein Popo

Palmrippen geflochten, Kalabassen aus Kürbissen vom kleinsten Umfang bis zur Größe von Waschkörben geschnitzt und manchmal auch gebrannt. Die Töpferwaren haben oft hübsche Muster und die Goldschmiede sind auch Künstler in ihrer Art. Besonders gangbar sind Ringe mit den Himmelszeichen in Relief ausgefeilt.

In Klein-Popo giebt es zwei schwarze Berufs-Photographen. Aber Platten sowohl als Papier leiden durch die Feuchtigkeit der Luft und werden bald schlecht. Die Photographien meiner Angehörigen und Freunde sind mir in Afrika alle verdorben.

Der Anfang des Jahres war, wie bereits schon erwähnt, in Folge der Trockenheit sehr gesund; um so mehr lechzte die dürstende Natur nach Regen, alles war verdorrt und man befürchtete eine Hungersnot. Die Fetischpriestern hatten ihre Leute halb tot tanzen lassen und phantastische Umzüge unter Trommeln, Pfeifen und Gesang veranstaltet. Selbst als zwei Kühe in die See hinausgefahren und als Sühnopfer ertränkt worden waren, ließ sich der unerbittliche Regengott nicht erweichen. Zwei Häuptlinge wurden verklagt, den Regenfetisch eingesperrt zu haben; hätte die Regierung nicht eingegriffen, so wären dieselben von dem empörten und aufgehezten abergläubischen Volk gelyncht worden.

Nur von unsern Hunden begleitet, machte ich hie und da einen Spaziergang in weitem Umkreis um das Hospital. Weil die Hunde das Jagen der Schweine, Ziegen und Kühe nicht lassen konnten, so schwebte ich freilich manchmal in Gefahr, von dem Hornvieh aufgespießt zu werden. In der „Englishtown“ plauderte ich ein Weilchen mit dem Häuptling, der mir manches

Mal eine Kokosnuß verehrte. Von da gelangte ich auf einem ganz versandeten Pfad, der mit stachelichten Kaktushecken eingesäumt war, zu meinem Lieblingsplätzchen, das in einem schattigen Hain von Fächerpalmen und Akazien, einer freundlichen Oase gleich, am Eingang von Degbenu liegt. In Degbenu selbst ist manch unheimlicher Ort dem Fetisch geweiht und kurz vorher waren bei einer Festlichkeit 16 Hütten abgebrannt. Von der Veranda unseres Hospitals sahen wir der lodernden Glut zu, während die Palmengruppen im Hintergrund wie mit bengalischem Feuer beleuchtet waren, ein schauerlich schönes Schauspiel.

Zwischen Degbenu, Badji und Kpota liegt die Haussahstadt, nur wenige Minuten vom Hospital entfernt. Die Haussah sind muhamedanische Neger und stammen aus den verschiedensten Provinzen des Sudan. Sie treiben auch Gewerbe, leben aber hauptsächlich vom Handel. Wir sahen oft ihren Religionsübungen zu. An Armen und Beinen haben sie Amulette, das sind in Täschchen eingenähte Koransprüche. Sie tragen, wie alle Muhamedaner, weite Bluderhosen und darüber faltenreiche Gewänder, sog. Toben, welche lange, weite, mehrfach zurückgeschlagene Ärmel und vorn rechts eine Tasche haben. Die Toben der vornehmen Haussah sind oft mit kostbaren Stickereien besetzt, starren aber immer von Schmutz. An den Füßen tragen sie Sandalen; auf dem glattrasierten Kopf eine Art phrygische Mütze oder einen Turban oder einen großen, mit Lederarbeit verzierten Basthut mit langen Lederstreifen als Bindeband. Diese Kopfbedeckung hat große Ähnlichkeit mit den früheren Pilgerhüten. Die Augenlider werden mit

Bleiglanz bemalt, welcher dem Auge einen eigentümlichen Glanz verleiht. Die Zähne sind meist vom Kauen der Kola- oder Guronüsse häßlich rot gefärbt. Die Kolanüsse sehen den Kopfkastanien ähnlich, haben mattrosa Fleisch und schmecken bitterlich; ihr Genuß ist bei den Sudanvölkern sehr beliebt. Die Hauffahleute, geborene Handelsgenieß, brachten uns oft Karitäten, als Hauffahschwerter, Messer, Armringe, Hüte, Toben, ferner Tiere (Affen, Krokodile, Warane, Wildkazen) zum Verkauf, forderten aber stets erst den dreifachen Preis. Ihre Lederarbeiten und Waffen sind sehr berühmt.

Weniger erfreulich, als die eigenartigen Volkstrachten, vielmehr höchst lächerlich sind die ungemein phantastischen Aufzüge der „civilisierten“ Neger; aber immerhin bezeichnend für den Geschmack dieser Karikaturen der Civilisation. Jedenfalls sehr possierlich wird der Leser die Toilette eines unserer Arbeiter finden. Quassivi verrichtete sein Tagewerk: Garten rechen, Ställe reinigen mit Badehosen und Jacket aus himmelblauem Seidenplüsch mit rotseidenen Einsätzen und goldnen Knöpfen, und ich werde mich wohl kaum irren, wenn ich vermute, daß sich in diesem Prachtgewand ein Cirkusreiter einst Lobeeren geholt hat.

Unsere Boys und die „Clerks“ (Schreiber, Unterbeamte vom Gouvernement und den Faktoreien) gründeten einen Club, in dem sie als die Blume der schwarzen Gesellschaft nur Kreuzpolka tanzen durften, bei der sich die Tänzer gegenseitig auf die Füße traten. Unser Fully arbeitete dort als Tanzlehrer. Vereinsabzeichen waren: weißer Anzug und weißer Strohhut mit lang

herabwallender roter Schärpe. Einmal gingen unsere „gentlemen“: Glome, des Stabsarzts Boy, Jully und Amuffu, der intelligentere und deshalb frechere Nachfolger Jatu's, zum Meeting (Versammlung) mit Spau-letten, die sie sich aus Pappe angefertigt und mit Cigarrenbändern geschmückt hatten; auf der Brust prangten neben einer prozigen Nickeluhrkette, an die in Ermangelung der Taschenuhr das Taschentuch befestigt war, alte Cotillonsorden; als Ballasch hing an der Seite ein hölzerner Degen mit Troddeln verziert.

Jeder Sonntag ist für die Eingeborenen besonders für die jungen Herren und Damen „big-day“ d. h. großer Tag. Da wird von unseren Mädchen sowohl als den Boys alles Umhäng- und Anziehbare hervorgesucht und angelegt. So präsentierte sich uns einmal Paula in ihrem, wie sie sich einbildete, „größten Staat“, nämlich einem karrierten Kleide mit noch einer schwarz und blauen „budega“ (Hüftentuch) sowie einer gelb und roten Schürze dazu, darüber kam ein blau und weiß gestreifter Gürtel mit vergoldeter Schnalle. Aus dem Gürtel hing kokett ein riesiges großgeblümtes Taschentuch. Um den Hals schlang sich ein Stück Herrenkragen, und um Armel sowie Halsauschnitt war eine Musterkarte von Hemdenspizen angebracht. Ein buntes Tuch umwand turbanartig ihren Kopf, während sie sich an die Füße ein Paar zerrissene Schuhe gebunden hatte. Was aber wollte sie nun noch zur Vervollständigung ihrer Toilette haben? — „Strümpfe!“ Mit diesen Herrlichkeiten angethan, erklärte sie nun in den „Busch“ gehen zu wollen, um sich ihren Stammesgenossen in europäisch civilisierter Tracht vorzustellen. Um-

gekehrt, wenn die alte wilde Neigung über unsere Mädchen kam, streiften sie auch in unbewachten Augenblicken ihre europäischen Kleider ab und mischten sich unter ihre Landsleute.

An einem „big-day“ erschienen Fully, der Küchenboy und Fatu, der Aufwärter, sich in vollem Wicks dem staunenden Popo vorzustellen. Fully dünkt sich nämlich als ein ganzer Gentleman, da er in Berlin im „Prälaten“ ein wenig von der Kultur beleckt worden ist. Fully hatte also schwarze Hosen an, bis zu den Knien aufgekrempt, darüber einen weißen Rock, nebst fleischfarbigem Schlipf, Vatermördern und einer grünen Plüschmütze, die schief auf dem Kopfe saß; dazu schwang er in der Hand einen dicken Gigerlknüppel. Fatu, ganz ähnlich aufgeputzt, hatte nur noch einen regenbogenfarbenen Sonnenschirm aufgespannt, wahrscheinlich, damit sein schöner Teint nicht leide. So wandelten beide Arm in Arm, mit ausgespreizten Beinen, ihre mit Stock und Schirm bewaffneten Hände graziös in den Lüften schwingend. Fully fragte am andern Tage in seinem echten Berliner Deutsch: „Hab ick Dir jestern nich jut gefallen? Ick war doch fein ausjeputzt!“

An der Bildung dieser „Wilden“, die durch den Verkehr mit den Europäern auch manchmal zu ihrem moralischen Nachteil civilisiert werden, arbeiten nun die Missionen, die evangelische und katholische, durch Predigt und Unterricht; neuerdings auch die Regierung durch eine Staatschule. In Togo eröffnete man eine Regierungsschule unter dem Lehrer Köbele, einem Verwandten Christallers. Nach Köbeles

früherem Tode wurde die Schule von dem Reichsschullehrer W., der auch einige Zeit in Kamerun gewirkt hatte, weitergeführt. Man hatte anfangs eine Wohnung in Klein-Popo gemietet; als die Regierung von Sebbe nach Lome verlegt worden war, zogen Lehrer und Schüler in das schöne Beamtenhaus zu Sebbe vi über, denn in Klein-Popo befanden sich schon die Schulen der wesleyanischen und katholischen Mission. Und so begegnen einem an verschiedenen Orten Schulerbuben mit Büchern und Tafeln wie daheim im lieben Deutschland.

Unterrichtet wird in den unteren Klassen in der Landessprache der Eingeborenen, also im Ewhe: Lesen, Schreiben und Rechnen. Das Rechnen ist für die Schüler die schwerste Knacknuß. In den höheren Klassen kommen noch hinzu: Deutsch, Englisch und Geographie. Man hat Fibeln in der Landessprache herausgegeben und für Geographie einen leicht begreiflichen Atlas eingeführt. Daß aber Deutschland nördlich von Togo liegen soll, können die Negerjüngens nicht erfassen, denn, sagen sie sehr charakteristisch: „Der Dampfer, welcher nach Deutschland fährt, geht ja nach Westen.“ Die Finessamkeit des Lehrers muß natürlich auch viele Lehrmittel selbst anfertigen.

Die Schüler sind fast alle intelligent, ja nur oft zu flug; besonders wenn es sich um ihren Vorteil handelt, fassen sie alles sehr rasch auf.

Solche Neger, die Schulen besucht haben, nehmen häufig Stellungen als Schreiber oder Dolmetscher beim Gouvernement, bei der Post, dem Zoll und den Faktoreien. Sie fühlen sich als die Bornehmen unter ihrem

Volk, sind auch meistens die Söhne der Könige, Häuptlinge oder sonst angesehenener Familien.

Viel schwieriger zu arbeiten haben die Missionen. Natürlich auch: denn hier ist eine höhere Bildung, die religiöse, die nicht Verstand und Fertigkeiten üben, sondern Gemüt und Gewissen anfassen will. Daneben erschweren sich die verschiedenen Konfessionen ihre Arbeiten oft durch Eifersucht.

Oft haben die Missionsstationen eine Art Internat, in welchem Kinder gekleidet und beköstigt werden. Soll eine Außenstation gegründet werden, so wird ein Missionar auf Heidenpredigt ausgesandt, um sozusagen das Terrain zu sondieren. Sind Erfolge zu hoffen oder wünschen die Eingeborenen selbst eine Filiale, so wird ein schwarzer Evangelist hingesetzt oder ein weißer Missionar siedelt sich an und gründet Schulen.

Die Missionare müssen so bald als möglich die Sprache der Eingeborenen lernen, was bei dem Mangel an Worten für geistige, namentlich religiöse Begriffe (wie Gott, Heiland, Glaube, Buße, Sünde, Ewigkeit, Seligkeit) und bei der Mannigfaltigkeit der Dialekte sehr schwierig ist. Oft auch dienen Eingeborene als Dolmetscher.

Ich flechte hier die Predigt eines eingeborenen Evangelisten ein, um zu zeigen, in welcher bildlicher und gleichnisartiger Rede die Neger zu sprechen gewohnt sind:*)

„Als ich vor einigen Jahren nach Adaklu geschickt wurde, das Evangelium zu verkünden, da dachte ich, es wird

*) Frau Miss. Oswald, der ich die Kenntnis derselben verdanke, wird es mir wohl nicht übel vermerken, wenn ich sie der Öffentlichkeit übergebe.

da wohl nicht so schwierig sein. In Ho brannte ja ein Licht (d. h. eine Gemeinde) und in Waya auch eins, und da Adaklu dazwischen ist, sagte ich mir, da kann's wohl nicht so finster sein. Als ich an den Adaklu kam, suchte ich immer nach Menschen, fand aber keine. Schließlich kam ich an eine Höhle, da drinnen war's freilich finster, aber da drinnen, sagte ich mir, mußt du einmal nachsehen. Ich steckte die Laterne (Bibel) an, die ich immer bei mir hatte, ging getrost hinein, nach Menschen zu suchen. Kaum war ich in die Höhle eingetreten, da schwirrte und flatterte es von Eulen und Fledermäusen (d. i. Heiden), daß mir beinahe das Licht ausgegangen wäre. Ich suchte nun unter großen Anstrengungen weiter und fand sechs Stachelschweine (Christen), diese brachte ich mit Freuden aus der Höhle hinaus." (Die Stachelschweine haben im Unterschied von den ungenießbaren Eulen und Fledermäusen gutes, eßbares Fleisch, bedeuten also gute, „genießbare“ Menschen.)

Die Missionsthätigkeit ist an der Küste Guineas eine sehr dornenvolle, denn gerade diese Schwarzen scheinen alle schlechten Negereigenschaften in sich zu vereinigen und so kommt mancher Wolf in Schafskleidern unter die Herde, denn das Christentum bietet ihm manche Vorteile. Sie sind wie Kinder, aber nicht — wie man früher nach den Vorstellungen Rousseaus meinte — gutgeartete Naturkinder, sondern meist recht bössartige und verdorbene. Da findet man in derselben Person bald wildesten Trotz, der bis zur Bestialität ausartet, bald wieder die denkbar größte Feigheit; jetzt abgeschmacktesten Hochmut und dann die bettelhafteste Kriecherei; zärt-

lichste Affenliebe und die entmenscheste Grausamkeit; an Stumpfsinn grenzende Gleichgültigkeit und übertriebene Empfindsamkeit; zähe Ausdauer und größte Faulheit. Eben die schroffen Gegensätze in der Negernatur machen die Christianisierung so ungeheuer schwierig und mit plötzlicher Befehrung ist es da am wenigsten gethan. Durch Generationen hindurch muß sich der christliche Geist fortpflanzen, bis auch die Nachkommen Hams in das Wesen des Christentums sich eingelebt haben.

Man muß aber vor allem den Missionaren Bewunderung zollen, weil sie trotz aller Mißerfolge unentwegt mit Ausdauer, Mut und Geduld weiter arbeiten nach dem Gebot Christi: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Heiden und lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe.“

3. Verkehr mit den Europäern und Eingeborenen.

Am 1. Februar sollte ich erst meine Pflichten übernehmen. Wir einigten uns so, daß Schwester Elise für die Dauer die Haushaltung führte, während ich als Pflegeschwester wirkte. Wir lebten stets in bester Eintracht. Zur Zeit meiner Ankunft hatten wir nur wenige Genesende im Haus. Ueberhaupt war der Gesundheitszustand in Togo zu Anfang des Jahres ein ganz vorzüglicher, so daß wir manchmal keine Kranke hatten. Der Arzt riet uns diese Zeit auch um unserer Erholung willen zu Ausflügen und

Orientierungsreisen in die Negerdörfer zu benützen; denn wenn wir Kranke hatten, ging ich selbstverständlich nicht aus. So konnten wir uns in der näheren und ferneren Umgebung unserer Station Klein-Popo bei Weißen und Schwarzen recht ungestört und eingehend umsehen.

Am 27. Januar gingen wir Schwestern mit dem Herrn Oberstabsarzt zur Kaiserfeier nach Sebbe dem damaligen Sitz des Gouvernements vom Togogebiet. Die kurze Strecke bis zur Lagune ist vom Hospital aus recht beschwerlich zum Gehen, da man bis zu den Knöcheln im heißen Sand wadet. Man bekommt somit die Schuhe voll Sand und damit auch die so lästigen Sandflöhe (djiga), die sich ins Fleisch eingraben, wenn sie aber nicht rechtzeitig bemerkt und entfernt werden, dort ihre Eier legen und oft zu langwierigen Eiterungen Veranlassung geben. In des Doktors Gig (Boot mit Ueberdachung) fuhren wir auf der krokodilreichen Lagune nach Sebbe, um bei der neuerbauten Brücke, welche die Insel Adjedo mit Sebbe verbindet, zu landen.

Alle Europäer hatten sich in dem mit Flaggen, Palmen und Büsten unsres Kaisers dekorierten Empfangssaal des Gouverneurs versammelt; hier begrüßte ich auch einige mir von der Reise und von Kamerun her bekannte Herren. Auch die bedeutenderen Häuptlinge der Umgebung waren anwesend. König Lawson aus Badji, die Häuptlinge Nijtei und Garber und der reiche Kaufmann Antonio d'Almeida waren als schwarze Träger der Civilisation europäisch gekleidet in Frack, Cylinder und Lackschuhe. Die Könige und Häuptlinge aus dem „Busch“ kamen in der landesüblichen Tracht*).

*) „Busch“ nennt man an der Westküste alles, was nicht

(König) Hoiboi aus Gridji war bekleidet mit einem langen weißen Talar, an den Füßen trug er Sandalen, auf seinem ehrwürdigen Haupte hatte er eine Art Schlafmütze mit weißen Volants und darüber einen altmodischen Cylinder. Ihm folgten drei Sklavemädchen. Die eine trug einen schön geschnittenen Palaverstuhl, die zweite fächelte dem hohen Gebieter mit einem Wedel der Fächerpalme (Akobim) Kühlung zu, während die dritte einen mit Sand gefüllten und einem bunten Tuch bedeckten — Spucknapf trug, harrend auf einen Wink ihres erlauchten Herrn. Ein Riesenschirm aus himmelblauer Seide, von drei Marschällen getragen, beschattete die „Königl. Hoheit“, die mit würdiger Grandezza einherschritt. Erst nachdem der Herold des Königs dem Herrn Gouverneur K. den prächtigen Stock aus Elfenbein mit silberner Kugel überreicht hatte, fand die Begrüßung statt. Sie besteht darin, daß sich die Begrüßenden dreimal die Finger gegenseitig aneinanderreiben, was einen schnalzenden Ton erzeugt.

Nach einer Festrede des Herrn Gouverneur auf den deutschen Kaiser, auf dessen Wohl dann Champagner getrunken wurde, spielte die gut geschulte schwarze Kapelle; den Schluß bildete „Heil dir im Siegerkranz“. Auf der Heimfahrt wurde um die Wette gerudert, wobei manche Herren ein unfreiwilliges Bad nehmen mußten.

Anfangs Februar bekam Schwester Malwine Fieber

Küste ist, also Hinterland; die Leute von dort heißen „Buschleute“. Letzterer Ausdruck wird aber von den civilisierten „coloured gentlemen“ als größter Schimpfname aufgefaßt; ebenso ist „Nigger“ (Neger) eine Beleidigung.

und am 9. mußte ich sie nach Ague im französischen Dahomey begleiten, wo sie sich bei den Missionschwestern erholen sollte. Die Doctorsgig, die wir zur Fahrt benützten, steht in Badji bei King Lawson, der für dieselbe gegen Entschädigung verantwortlich ist. „Se. Königl. Hoheit“ schöpfte uns eigenhändig das Wasser aus dem Boot und sorgte, daß wir gute Leute zum „Staken“ bekamen. Auf der Lagune werden nämlich zur Fortbewegung der Boote und Kanus weder Ruder noch Paddeln gebraucht, sondern lange Bambusstangen zum „Staken“ (Stoßen.) Dies ist insofern praktisch, als die Lagune manchmal sehr wasserarm ist und auf solche Weise selbst fünfjährige Kinder kleinere Kanus vorwärts bringen können. Die Lagune ist sehr belebt von Krokodilen, hier nach amerikanischer Art Alligatoren genannt; häufig sahen wir die Ungeheuer schwimmen, wobei nur Schnauze und Augen über der Oberfläche, wie ein schwimmendes Stück Holz anzusehen, sind. Ueber Mittag liegen sie oft unbeweglich auf den Sandbänken, wo sie sich sonnen und ihr Mittagschläschen halten. Ich habe mich oft gewundert, wie furchtlos die Eingeborenen in der Lagune baden, fischen und fahren; sie machen dabei freilich immer großen Lärm, der die feigen Tiere verscheucht. Darum hört man selten, daß die Krokodile unter den Menschen Unheil anrichten. Allerdings biß einst eine Bestie einen ahnungslosen Kanumann ein Stück Hüfte aus dem Leib und verschwand damit in die Tiefe; der Verletzte wurde dann vom Herrn Oberstabsarzt geheilt.

Die Fahrt führte uns an Sebbe und der französischen Zollgrenze vorüber. Unsere schwarze Begleitung

sang beim Stafen ihre eintönigen Wechselgesänge, die mich sehr an Vitaneien erinnerten. Es begegneten uns viele Kanus mit Palmkernen, Thongefäßen, Holz und Kalabassen beladen, die auf die bedeutenden Märkte fahren. Die Neger tragen zum Teil riesengroße Hüte, die 65 cm im Durchmesser haben und zugleich als Regen- und Sonnenschirm dienen.

In vierthalf Stunden hatten wir Ague, ein großes französisches sehr schmutziges Negerdorf erreicht. Mit den Schwestern des dort wirkenden katholischen Ordens von Notre Dame des Apôtres aus Lyon verkehrten wir gern. Sie haben kein beneidenswertes Los, müssen Negerkinder unterrichten und gar oft ist Undankbarkeit, Frechheit und Bosheit der Dank ihrer selbstlosen Aufopferung. Nachmittags besuchten wir die Patres und um $1/25$ Uhr fuhr ich allein zurück.

Die Fahrt auf der mit grünen Büschen begrenzten Lagune war herrlich, das Wasser so klar und ruhig, die Luft so rein wie an lauen Sommerabenden in Deutschland und es überkam mich ein recht heimatliches Gefühl. In dem Gebüsch hingen tausende von kunstreichen Webervogelnestern und abertausende von prächtig gefiederten Bögeln wiegten sich auf den Halmen. Stundenlang hätte ich träumend so weiter fahren mögen; es herrschte ein wunderbarer Friede über der Landschaft.

Manchmal besorgten wir Einkäufe in den verschiedenen Faktoreien, d. s. Niederlassungen von Handelsgesellschaften; sie tauschen die Landesprodukte der Eingeborenen ein; in Togo z. B. Palmkerne, Kautschuk, Tierfelle, Elfenbein, gegen Stoffe, Perlen, Steinschloßgewehre, Schnaps, auch Geld. Alle größeren Faktoreien haben weiße Agenten und Kaufleute, unter denen Schwarze

oder auch Mulatten als sog. „clerks“ (Schreiber) arbeiten.

Wir besuchten Frau Zollassistent Sch., bewunderten im Postgebäude zwei zahme Strauße, Eigentum des Postmeisters, ließen uns mit der Fähre auf die Insel Adjedo übersetzen, gingen auf den dort befindlichen Europäerfriedhof und wanderten weiter über die Brücke nach Sebbe. Eine schattige Baum-Allee führte durch den Gouvernementsgarten, eine Straße mit Mangobäumen eingefast nach Sebbe-vi (Klein-Sebbe), wo wir die Frau Sekretär von H. besuchten.

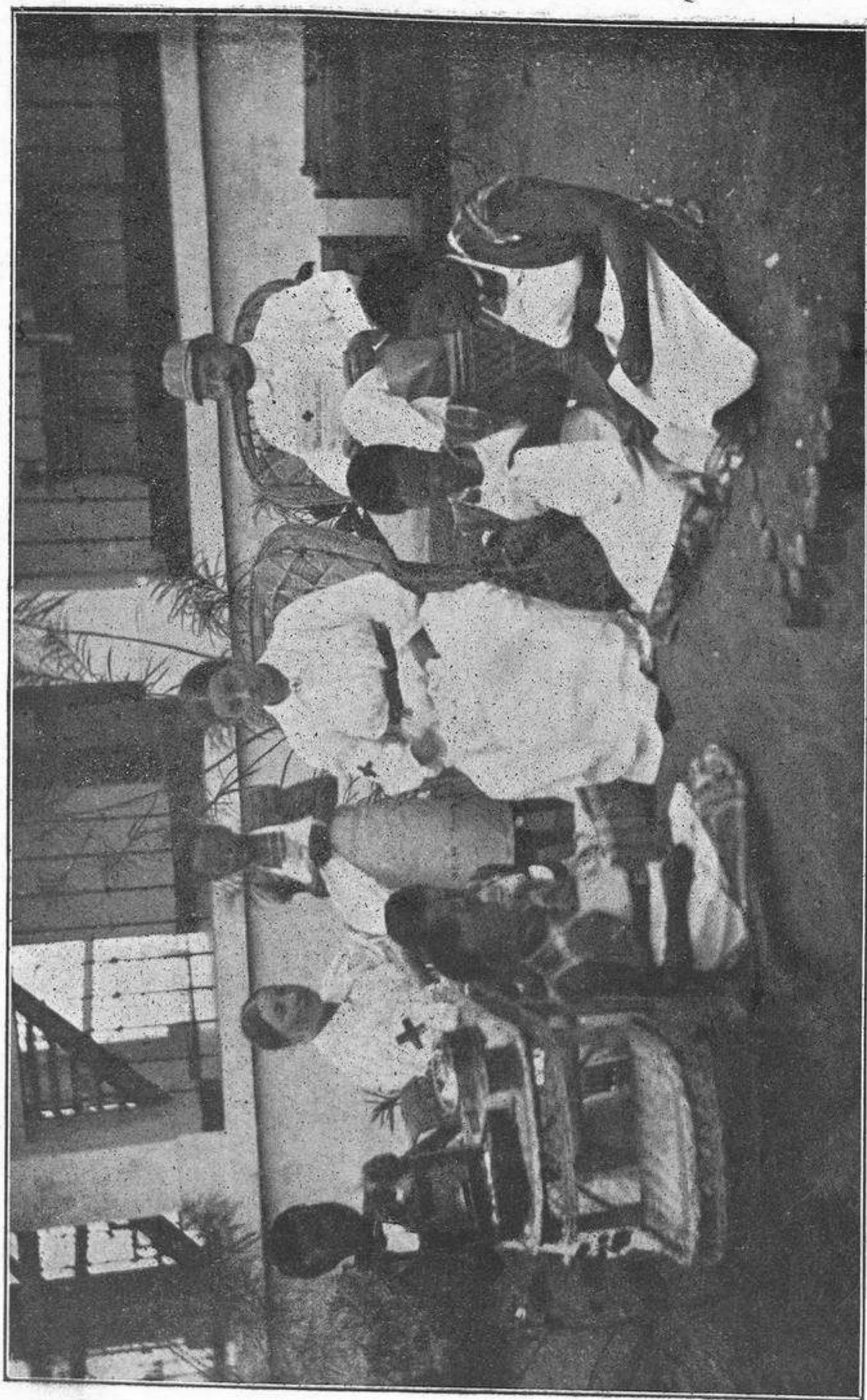
Von der Veranda des Hospitals sahen wir häufig den Fischerzügen der Togoleute zu. 6—10 Eingeborenen sitzen gleichmäßig verteilt auf dem Kanurand einen Brecher abwartend, der sie in die See hinausträgt, dann wird unter Zischen mit größter Kraftanstrengung durch die, gleich Mauern sich aufstürmenden Wellen gepaddelt, bis auch der letzte Brecher überwunden ist. Die Brandung muß aber schon sehr ruhig sein, soll ein Boot glatt hindurch kommen; meist werden die Kanus von den gewaltigen Brechern umgeworfen, man nennt dies dort „capsizen“ (kentern). Im Nu sind Schiffer und Kahn unter den Wellen verschwunden, um aber wenige Minuten darauf wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Das Kanu wird nun von den vorzüglichen Schwimmern umgedreht, mit einem kühnen Schwung klettern sie wieder hinein, das Netz wird auch aufgefischt und mit frischem Mut geht's weiter. Bei schlechter See wiederholt sich diese Scene häufig, manchmal wird auch das Kanu samt Insassen einigemal ans Ufer zurückgeschleudert. Diese Leute kennen die Brandung wie

der Europäer seine Tasche. Sie sehen es dem sich heranwälzenden Brecher schon an, ob sie ihn überwinden werden, andernfalls springen alle aus dem Boot; sie wissen genau, ob sie untertauchen müssen oder ob der Brecher sie tragen wird. Gefährlich werden die Haie, die sich zuweilen bis in die Brandung hinein wagen. An der Dahomenküste erscheinen sie oft so zahlreich, daß sie durch Dynamitbomben verscheucht werden müssen, wenn ein auf Rhede liegender Dampfer Ladung löschen will. Wir kamen einmal gerade dazu, als ein großer Haiisch erbeutet worden war. Die Schwarzen schenkten uns einige der silberglänzenden Schuppen.

Man kann manchmal Duzende dieser Fischerkanus als kleine schwarze Punkte in der Ferne auf den Wellen tanzen sehen. Bei solch großen Fischzügen bleiben die Schwarzen in mond hellen Nächten auch bei Nacht draußen. Zurück wird das Kanu meist allein von den Brechern ans Ufer getragen, während die Fischer das Netz schwimmend ans Land ziehen. Das Ergebnis der Fischerzüge ist manchmal ein recht geringes.

Die Fischnetze werden meist von Sklaven angefertigt und zwar ähnlich wie bei uns Filet gestrickt wird, nur der Knoten ist etwas verschlungener. Sie werden unter niedern Dächern am Strande entlang aufbewahrt oder liegen auf dem Sande zum Trocknen. Lange Zeit hindurch befand sich vor dem Hospital unter einem Dach von Palmzweigen ein solches Fischerkanu; und köstlich ließ es sich des Abends drin schaukeln und träumen von der Heimat und fernen Freunden oder hinausblicken in die unendliche See. Oft auch gingen wir abends den Strand entlang und suchten hübsche Muscheln.

Kaiser Wilhelms I. hundertjähriger Geburtstag wurde natürlich auch in den Kolonien gefeiert, wo man überhaupt und zwar Schwarze und Weiße, patriotisch wie daheim ist. Der Morgen wurde durch Salutschüsse und wehende Flaggen begrüßt und wir haben uns recht lebhaft alles, was das deutsche Volk seinem glorreichen Helden verdankt, vor Augen geführt. — Da, um zehn Uhr hören wir zu unserer großen Ueberraschung und Freude Trommelklang und sehen einen Festzug schwarzer Bürschlein im ungefähren Alter von 4 bis 14 Jahren aufs Hospital zukommen. Stolz trugen sie Helme und Soldatenmützen. Boran der Musterschüler, voll Selbstbewußtsein die schwarz-weiß-rote Fahne, mit der Inschrift: „Heil unserm Kaiser“, schwingend. Ihm folgten die Trommler und Flötenbläser; und wer von den übrigen Kindern keine vorschriftsmäßige Flagge aufzuweisen hatte, band sich ein Taschentuch um den Stock, das auch zu Ehren des Tages lustig im Wind flatterte. Es waren dies die Schüler der wesleyanischen Mission, und Herr Ulrich, der seine schwarzen Pflegebefohlenen so zum Patriotismus erzog, hatte jedem als besondere Festesgabe einen Negerzwieback in die Hand gedrückt. Dies rief mir unwillkürlich die Tage meiner Schulzeit zurück, wo wir Kinder, um uns die patriotischen Gedenktage recht fest ins Gedächtnis einzuprägen, mit Brezeln beschenkt wurden; später brauchten wir solch künstliche Nachhilfe nicht mehr. Bor unsrer Veranda machte die Schar halt und der ganze Chor sang begeistert und gut verständlich: „Heil dir im Siegerkranz“, und ich glaube, der hochselige Kaiser Wilhelm I. hat lächelnd vom Himmel herabgeschaut und sich gewiß kaum minder über seine



Schwester Elise.

Schwester Johanna.
Schwarze Dienerin.
Gruppe aux Logis.

Dr. Doering.

schwarzen Unterthanen im Togoland gefreut, als über die pompösen Huldigungen der Haupt- und Residenzstadt Berlin. So hatten wir weiblichen deutschen Afrikaner auch Geburtstagsfest. Wir fürchteten schon, den Tag ohne jede Festlichkeit beschließen zu müssen. Den Abend verbrachten wir Schwestern bei Frau Missionar Ulrich, einer Schwäbin.

Am Sonntag darauf nahm uns Herr Stabsarzt D. mit zu einem Besuch bei King Lawson, der uns am Portal seines Palastes empfing und uns sein Königreich, mit allem was darin ist, zeigte, nur, was wir auch gar zu gern gesehen hätten, seinen — Harem nicht. Das Anwesen besteht aus einem Hüttenkomplex, einem Labyrinth von Lehmruinen (allerdings ohne historische Vergangenheit), Lehmhütten, Höfen, welch' letztere mit Lumpen, Unrat und leeren Schnapsflaschen (Zeugen des gelöschten Durstes) angefüllt sind. Bewohnt ist das Dorf von Männern, Weibern, Kindern, Schweinen, Schafen und Ziegen. Ob Zwei- oder Vierfüßler die Mehrzahl bilden, konnte ich nicht beurteilen. Neben der Haupteingangspforte fiel uns noch eine altertümliche Bettstelle ohne Füße auf, die als Schaustück da aufgepflanzt war. Sie ist wohl das Paradebett der königlichen Ahnen gewesen und wurde ihr aus Pietät dieser Ehrenplatz angewiesen; vielleicht stammt sie aber auch aus einem antiquarischen Museum: wir besaßen nicht Kunstverständnis genug, die Sache voll und ganz zu würdigen. Wir traten auch in einige Hütten ein und brachten all unsere Kenntnisse in der Landessprache aus, die allerdings in nicht viel mehr besteht, als in den Begrüßungsformen. Nachdem wir alles genugsam bewundert hatten, brachte uns der King,

stolz wie ein Spanier, in seinen Empfangsjalon in einem steinernen Haus. Der Blick von der Veranda ins Freie hinaus ist das Schönste, was King Lawson'town bietet. Es entrollte sich uns ein reizendes Bild: an den Ufern der Lagune liegen Klein-Popo, Adjedo und Sebbe malerisch gruppiert, das weiße Türmchen der Adjedomissionskirche neugierig hinter einem Palmenwäldchen hervorlugend, in der Ferne ist ein himmelblauer Streifen des Ozeans sichtbar. Eine friedlich weidende Kuhherde im Vordergrund vollendete das liebliche Idyll. Schade, daß keins von uns Talent genug besaß, das hübsche Landschaftsbild mit dem Pinsel auf Leinwand festzubannen. Sehr erfreut haben mich die im „Königshause“ vorgefundene Büsten unseres Kaiserpaares und die vielen Abbildungen der kaiserlichen Familie, die weniger Kunstsinne als Patriotismus verraten. Als ich dem King meine Freude darüber aussprach, sagte er auf pigeonenglisch: „O yes, me like him very much.“ (Ja, ich liebe ihn gar sehr.) Der King selbst ging in Landestracht, d. h. angethan mit einer Budega, einem Stück Stoff um Schultern und Lenden kunstreich gewunden, farnevalistische Schauspiele auf himmelblauem Grund darstellend. Als Kopfbedeckung trug er einen Panamahut, dessen natürliche Farbe vor vielleicht drei Jahren einmal weiß war. Der erlauchte Gastfreund setzte uns einen Vermutwein vor, der dem Herrn Doktor und Schwester Elise ganz gut schmeckte, ich aber leerte den bitteren Kelch nur mit Todesverachtung. Es wäre eben eine Beleidigung gewesen, etwas stehen zu lassen. Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten wir uns von Sr. Königlichen Hoheit, die freilich nicht viel mehr ist,

als in Deutschland ein Dorfschultheiß; nur daß hier ein King in höherem Ansehen steht und stets seine Würde zu wahren weiß; er ist freilich auch Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen.

So verkehrten wir mit schwarzen und weißen Landsleuten, in Hütten und „Königspalästen“, mit Sklaven und „Königlichen Hoheiten“. Den größten Rangunterschied aber macht in Afrika nicht Stand und Vermögen aus, sondern die Hautfarbe: der Weiße ist hier Herr und Gebieter, die weiße Farbe der Adelsbrief, die europäische Gewandung das Ehrenkleid; das heißt doch wohl: die Bildung giebt Macht und Ansehen.

4. Kommen und Gehen.

Bald nach meiner Ankunft im Nachtigal-Hospital zu Togo war uns der Agent J. aus Lome mit chronischer Dysenterie gebracht worden; er starb unerwartet schnell.

Im „schwarzen Hospital“ lag zu jener Zeit ein recht harmloser und unverdorbenes Buschmann mit durchschossenem Oberschenkel. Es kamen häufig Schußverletzungen vor, durch die sogenannten Selbstschüsse, die zur Antilopenjagd überall im Busch ausgelegt sind und denen schon mancher Neger, der ahnungslos hineinlief, zum Opfer fiel. Ich spielte öfters den schwarzen Kranken auf einer kleinen Spieldose, vor und mein Buschmann, der dies zum ersten Mal hörte, glaubte, es sei fetisch (Teufelswurf) und geriet in große Angst.

Als ich ihm die Sache aber für ganz harmlos erklärte, da klappte er entzückt in die Hände und bat mich durch Zeichen, wie wenn Kinder „bitte, bitte“ machen, um mehr Musik. Er wollte die Spieldose gar zu gern mit in den „Busch“ (nach Haus) nehmen und hätte mir sogar dafür seine Locke geopfert, die einzige auf dem sonst kahlgeschorenen Haupt und sein höchster Stolz, denn sie war sein Stammesabzeichen.

Jeden Mittwoch und Samstag kamen ganze Scharen von schwarzen Männern, Weibern und Kindern oft stundenweit hergewandert, um geimpft zu werden, wobei es, bei den Kindern wenigstens, ohne das obligate Geschrei nicht abging. Impfgegner gab es keine, und das Wichtigste bei der Sache war der Impfschein, das sog. „book“, das von den Leuten als ein Heiligtum aufbewahrt wurde. Seit Herr Oberstabsarzt den Impfwang eingeführt hat, sind die Pocken, die früher sowohl an der Küste, als im Innern kassiert hatten und ganze Dörfer ausrotteten, fast vollständig erloschen.

Am 22. Februar kam der von Herrn Oberstabsarzt W. und Schwester Malwine so sehnsüchtig erwartete Boermannsdampfer „Yulu Bohlen“ und brachte Stabsarzt D. aus Kamerun, der den Oberstabsarzt während dessen Urlaub vertreten sollte, und zwei Tage später dampfte der Oberstabsarzt und die inzwischen aus Ague nach Klein-Popo zurückgekehrte Schwester Malwine der Heimat zu.

Ende Februar wurde das Gouvernement von Sebbe nach Lome verlegt, nächst der englischen Goldküste am Meer gelegen. Dadurch wurde es im geselligen Verkehr in Klein-Popo viel einsamer; wir waren nur noch

14 Weiße dort. Der Herr Gouverneur trat im März seinen Erholungsurlaub an. Sein Stellvertreter war der gütige Spender des Schweinchens in Kamerun, Assessor Dr. G.

Am 24. März lag der „Lothar Bohlen“ auf der Rhede. Der Stabsarzt fuhr an Bord und brachte für den Nachmittag Leutnant D. aus Kamerun mit, der auf der Heimreise begriffen war. Derselbe war Stationsleiter in Yaundé, machte als solcher mehrere Expeditionen und hatte manches Treffen mit den Eingeborenen. Er erzählte viel Interessantes, besonders auch von den mutigen Thaten seines schwarzen Unteroffiziers Zambo, die seiner Zeit in vielen Zeitungen veröffentlicht worden waren. Nachmittags fuhr ich selbst an Bord, um Frau Hesse aus Klein-Batanga in Kamerun zu begrüßen und ein angenehmes Stündchen mit ihr zu verplaudern. Sie war die frühere Schwester Magarethe Leue, die während des Dahomeyaufstandes im Hospital zu Kamerun thätig war. Ich hatte eine tüchtige Welle ins Boot bekommen und saß die ganze Zeit von Salzwasser durchnäßt bei ihr.

Wenige Tage darauf nahm uns der Stabsarzt mit nach Ague. Unsere Gig leckte so, daß ein Mann fortwährend das eindringende Wasser mit einer Kalabasse ausschöpfen mußte und wir des Kielwassers halber die Füße auf die Proviantkisten setzen mußten; bald schwammen aber auch Flaschen und Conservendosen in der Sauce. Wir besuchten die Ordens-Schwester, bis der Stabsarzt uns wieder abholte. Auf der Heimfahrt sahen wir viele Krokodile, der Stabsarzt schoß einige derselben an; die verwundeten Untiere tauchten pfeilschnell unter und bisßen sich am Grunde fest.

Die „Europa“ brachte uns Ende des Monats Consul Sch., den Hauptagenten der Firma Witt & Büsch aus Lagos, der dringend der Luftveränderung und Ausspannung bedurfte. Die Ruhe, „die göttliche Ruhe“, wie er sich gern ausdrückte, hat ihm so wohl gethan, daß er nach kurzer Zeit erholt und gestärkt nach Lagos zurückkehren konnte. Herr Consul Sch. war früher Agent der Firma Woermann und hat als solcher im Jahre 1884 mit Dr. Nachtigal und noch einigen andern Herrn Kamerun für Deutschland erworben. Er stand stets den Afrikaforschern mit Rat und That zur Seite, hat auch der Expedition von Uechteritz-Passarge hervorragende Dienste geleistet und sich überhaupt in Afrika hochverdient gemacht.

Am 3. April konnte endlich unser längst ausgedachter Plan, den Togossee zu besuchen, zur Ausführung gelangen. Wir Schwestern trafen früh bei Kenzlerhome ein, wo die Regierungs- und die Kenzlergia mit deutschen Flaggen auf uns warteten. (Die Eingeborenen nennen die Wohnung des Europäers mit englischem Namen home [Heim], also Doktorhome, Vietorhome zc. zc.) Von der Partie waren außerdem Herr K., Zollverwalter J. und Herr und Frau B. Es war ein lieblicher Morgen, die Sonne in bester Stimmung und noch nicht zu heiß geseuert; eine angenehme Brise umfächelte uns mild. Als wir bei Badji vorbeifuhren, bestiegen eben Herr und Frau Missionar U. ein Boot, um nach Gridji zur Heidenpredigt zu fahren. Wir begrüßten uns aus der Ferne. Rechts und links wechselten Negerdörfer, die wie große Bienenkörbe zwischen den Palmen

hervorlugten, mit Fetischhainen und kleinen, schattenlosen Fächerpalmenwäldchen, ab.

An den Ufern nahmen eben die Eingebornen, Männer und Frauen ihr Bad und machten ihre Morgentoilette. Die Gegend ist, wie überhaupt die ganze Küste, was landschaftliche Reize anbetrifft, von der Natur recht stiefmütterlich behandelt worden, einige idyllische Plätzchen ausgenommen. Das Hinterland mit seinen Gebirgen und Urwäldern soll dagegen herrlich und auch sehr fruchtbar sein und wird gewiß, wenn erst günstigere Verkehrswege, besonders Eisenbahnen gebaut sind, Deutschland von großem Nutzen und Gewinn sein.

Um 12 Uhr trafen wir im Dorf Togo ein. Togo zählt ungefähr 8000 Einwohner und liegt an der seeartigen Erweiterung der Lagune, dem sog. Togosee. Der See war so seicht, daß unsre Boote nicht ans Land gebracht werden konnten, und so mußten wir uns wohl oder übel den kräftigen Armen unsrer Schwarzen anvertrauen, die uns sicher ans Ufer brachten. Ganz Togo hatte sich dort versammelt, um uns Fremde anzustauen; sahen sie doch selten weiße Männer, ausgenommen die Missionare, viel weniger weiße Frauen. Schwester Helene, die Vorgängerin von Schwester Elise war die einzige weiße Frau, die schon im Dorfe Togo war. King Blako war beim ersten Anblick so von ihr entzückt, daß er sie sogleich heiraten wollte und den Oberstabsarzt gefragt hatte, wieviel Dhsien sie gelten sollte? Als wir ankamen, klatschten die schwarzen Weiber in die Hände und riefen einmal über das andere in der Landessprache uns Unverständliches zu, was uns ein kleiner englischsprechender Knirps folgendermaßen übersezte: „Them

african women say, them white mamies fine too much.“ (Die afrikanischen Frauen sagen, die weißen Damen sind doch zu schön.)

Wie im Triumphzug gingen wir von einem Schwarm Neger begleitet, welche Stühle, Tische und Proviantkisten trugen, den Berg hinan und ließen uns auf der Veranda des Missionshauses trotz der Abwesenheit der Ordensbrüder, die nach Porto Seguro gefahren waren, häuslich nieder. Sie waren von unserm Besuch schleunigst in Kenntniß gesetzt worden und kamen freudig überrascht, europäische Gäste vorzufinden, zurück. Mittlerweile hatte unser Fully einen einfachen Herd eingerichtet, die Negerjungen leisteten Handlangerdienste und bald darauf hatten wir ein Mahl von Antilopen-Beafsteaks und Salat während Herr Zollverwalter eine Ananasbowle braute. Besonders den Brüdern schmeckte es ausgezeichnet, da sie selten etwas Besseres als die Eingeborenen selbst bekommen. Wie sie erzählten, hatten sie schon lange kein Regenwasser mehr, der Grundbrunnen gab aber nur salziges Brackwasser und so mußten sie den Kaffee statt gezuckert gesalzen trinken.

Nachmittags unternahmen wir einen Besuch bei King Blako, der früher ein berühmter Sklavenjäger war. Die königl. Lehmhütte war besonders reich an Spinnweben. Die Einrichtung des Empfangssaales bestand aus einem wackeligen Tisch, einer dreibeinigen Bank längs der Wand und zwei zerbrochenen Stühlen. Wir wagten es nicht Platz zu nehmen, aus Furcht vor einem tragikomischen Bankbruch. An der Wand hingen zwei silberne Saftkannen, die sich der König wohl von einem Weißen erbettelt hatte. Sie hatten gewiß einst

bessere Zeiten gesehen und schauten jetzt vorwurfsvoll auf die unpassende Umgebung herab, in die sie sich verirrt. Der König selbst war ungefähr 70 Jahre alt, hatte graue Haare und eine lange hagere Gestalt. Als einziges Kleidungsstück trug er eine ärmliche Budega. Arme und Beine waren mit vielen eisernen Ringen behängt, die bei jeder Bewegung flirrten, wie die Ketten eines Zucht- hausgefangenen. Er schien über unsern Besuch sehr geschmeichelt, konnte aber vor lauter Verlegenheit nur wenige Worte stammeln. Er stellte uns seine Haupt- frau, ein altes verhuzeltes Mütterchen, vor und daschte (schenkte) uns zwei dürre Hühner. Er ließ uns sagen, er hätte uns gern ein Schaf geschenkt, doch der langen Trockenheit halber seien die Zeiten zu schlecht. Wenige Tage später holte er sich beim Herrn Zollverwalter das Gegengeschenk.

Um 4 Uhr verabschiedeten wir uns von den Missionsbrüdern. 30 — 40 Negerjungen brachten unsre Sachen ins Boot, schleppten Kanus herbei, in denen sie uns unter lautem Halloh durch den Sumpf zu den Booten zogen.

Heimwärts ging die Fahrt langsam von statten, da es sehr dunkel geworden und der Weg durch die vielen Fischreusen schwer zu finden war. In dem Augenblick unsrer Ankunft erhob sich ein heftiger Torn- nado; so werden in Afrika die Gewitter genannt. Sie treten oft urplötzlich auf, zumeist weit heftiger als in Europa und unter gewaltigen Windstößen. Wir suchten schleunigst in Herrn K.'s Hause Schutz vor dem Un- wetter. Es war ein schauerliches und doch prächtiges Schauspiel, wenn die Blitze das Meer weithin beleuchteten.

Wunderbar mischte sich das Getöse des Windes mit dem Grollen des Donners und dem Donner der Brandung. Als wir uns einigermaßen in die dunkle Wetternacht hinauswagen konnten, ließ uns Herr K. in Hängematten nach Haus bringen. Blitze leuchteten uns statt Mond und Sterne und ab und zu brummte uns noch der Donner an.

Als wir im Hospital angekommen waren, saß unser Stabsarzt noch auf der Veranda und bei ihm Premierleutnant v. M., Führer der Schutztruppe, welcher kurz vorher von einer Expedition aus dem Hinterland zurückgekehrt war. Gespannt hörten wir noch lange dessen interessanten Erlebnissen zu. Eine kleine Episode muß ich hier einschalten, die uns Herr v. M. erzählt. Sein Pferdeknecht brachte nach einem siegreichen Gefecht eine Frau des entflohenen Königs als Kriegsgefangene. Er klagte seinem Herrn, er habe für die Pferde so viel zu thun, daß er nicht hinreichend Zeit habe, für sein Essen zu sorgen, und fragte, ob er nicht die verlassene Königsfrau heiraten dürfe. Der Wunsch wurde ihm gewährt und glücklich ging dieser mit seinem Weibe von dannen. Kurze Zeit darauf erkundigte sich v. M. bei dem neugebackenen Ehemann, wie ihm denn der Ehestand gefiele. Der stimmte aber eine jämmerliche Klage an: er verstünde seine Frau und sie ihn nicht, außerdem könne sie nicht kochen und sei so eitel, daß sie den ganzen Tag vor dem Spiegel säße, sich kämme, mit Del einjälbe und die Augenlider bemale; vorher sei's ihm viel besser gegangen; wenn er sie doch nur wieder los hätte.

Am 7. April war in Klein-Popo die Grundstein-

legung der evangelischen Kirche. Alle Europäer und Eingeborene hatten sich auf dem Platz versammelt. Wirklich malerisch sahen die vornehmen Negerinnen aus in ihren weißen Hemden, kostbare Budegas aus Goldbrokat und Seide, in den schwarzen Kraushaaren den schönsten Schmuck aus mattem Golde. Die „farbigen Herren und Damen“ im Frack, Cylinder und neumodischen Pariser Toiletten waren dagegen die reinsten Karikaturen, aufgepuzten Affen gleich. Missionar U. hielt eine Ansprache, worauf Zollverwalter J. an Stelle des abwesenden Gouverneurs den Grundstein legte. Nach der Feier versammelten sich die Weißen bei Missionar U. zu einem Glas Bier und angenehmer Unterhaltung.

Wenige Tage später waren wir Schwestern, der Stabsarzt und Zollverwalter zu Herrn v. M. nach Sebbe zum Abendessen eingeladen. Die Gouvernementsgig brachte uns dorthin. Herr v. M. führte uns in seinem Sebbereich umher. Wir besuchten die Soldatenstadt und den Exerzierplatz, an dessen Ende ein mächtiger Affenbrotbaum (Baobab) stand, seiner Riesenhaftigkeit wegen ironisch „das Bäumchen“ getauft. Nach dem Essen erzählte uns der Gastgeber von seinen Reisen in Indien und zeigte uns seine kostbare Waffensammlung und sonstige Karitäten. Auch hier wurden wir von einem Tornado überrascht, der sich aber schnell verzog; so daß wir bei sternenhellem Himmel eine schöne Heimfahrt hatten.

5. In der Regenzeit.

Tornados leiten gewöhnlich die Regenzeit ein. Es giebt eine große Regenzeit, ungefähr im April, Mai und Juni und eine kleine im November und Dezember. Während derselben stellen sich in Zwischenräumen von mehreren Tagen, manchmal auch alle Tage, starke Regengüsse ein, die stundenlang währen. In den Zwischenpausen ist die Luft meist drückend schwül.

Mit der Regenzeit feiert die Malaria ihren Einzug, wenn sie, was selten geschieht, auf kurze Zeit verschwunden war. Die große Regenzeit trat nunmehr auch ein, und mit ihr kam das böse Sumpffieber und sonst allerlei schlimme Gäste. Da schwirren, besonders bei Lampenschein, solche Mengen von Mosquitos, Nachtfaltern, Käfern und Eintagsfliegen umher, daß man durchaus nichts mehr unternehmen kann. Das Nachtessen muß im Dunkeln stattfinden, sonst fliegen die Tiere im Essen herum und die Eintagsfliegen verlieren ihre Flügel, die wie Teppiche den Tisch bedecken. Am besten begiebt man sich ins Bett, hinter das schützende Mosquitonez.

Aber jetzt kamen auch die Vorboten der Krankheitszeit und diese selbst. In einer Faktorei war unter den Cruzungen Beri-Beri ausgebrochen, eine sehr ansteckende Krankheit, von der besonders die Eingeborenen Indiens heimgesucht wurden. Unsere Baracke war belegt und einer der Kranken starb schnell. Glücklicherweise verbreitete sich die Seuche nicht weiter, da alle hygienischen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren. Es war rührend, mit welcher Sehnsucht die Wiedergenesenen

in die Ferne des Ozeans blickten, den Dampfer erwartend, der sie in die Heimat bringen sollte.

Später bekamen wir einen Buschmann namens Taddyvi, den ich öfters besuchte und ihm Süßigkeiten von unserm Mittagstisch mitbrachte. Er sagte dann jedesmal ganz gerührt: „Mamie me go for you and Massa for Germany“ (Mich gehen mit Dir und dem Doktor nach Deutschland).

Aus Ague kam die betrübende Nachricht, daß eine erst vor kurzem eingetroffene Missionschwester gestorben sei.

Anfangs Mai wurde der Stabsarzt nach Lome gerufen, wo viele Europäer am Fieber erkrankt waren. Ich hätte dem Hospital Räder gewünscht, um es an der ganzen Küste entlang zu fahren und alle Kranken und Erholungsbedürftigen mitzunehmen. Das einzig mögliche Transportmittel für Kranke ist das Boot und die Hängematte. Eine solche Hängemattentour von vielen Stunden, ja sogar Tagen, ist aber schon für den Gesunden beschwerlich, für den Patienten oft geradezu verhängnisvoll. Die Hängematte von starker „Land-Weberei“ (d. h. von Eingeborenen in schönsten Mustern gewebt) ist an einem Längsbalken von Bambus befestigt, während zwei Querbretter, an den äußersten Enden angebracht, auf den Köpfen der vier Träger ruhen. Bis zu einem Telephon von Lome nach Klein-Popo ist die Civilisation schon vorgeschritten, aber auch eine Eisenbahn im Togo-gebiet wäre dringend nötig.

Der stellvertretende Gouverneur, Dr. G., kam als Genesender ins Hospital. Statt sich aber auszuruhen, schlichtete er den ganzen Tag „Palaver“ und unsre Ber-

anda glich einem Rathausaal; nur waren die Rathsherrn fast alle schwarz und die Unterredungen zogen sich wegen Kleinigkeiten endlos in die Länge.

Des Abends führte ich meine Patienten, die sich alle in der Genesung befanden, am Strande spazieren.

Am 14. Mai begleitete Schwester Elise und Zollverwalter J. den stellvertretenden Gouverneur in der Regierungs-Big nach Porto Seguro und abends erzählte mir Schwester Elise von einem Abenteuer. Unterwegs wurde die Gesellschaft von einem Tornado überfallen, der Sturm brach zwei Bambusstangen entzwei, so daß man bei Akodá, an der Lagune, eine Stunde von Klein-Popo entfernt, nicht weiter konnte. Zwei Leute wurden ins Dorf geschickt, um neue Stangen zu holen, die sie auch gegen Bezahlung erhielten. Beim Boot gab es aber ein Handgemenge zwischen den Regierungsbootleuten und den Akodas, wobei diese die eben verkauften und auch die dem Gouvernement gehörigen Stangen raubten. Der Assessor drohte, ohne Erfolg; dann ging er mit Zollverwalter J. zusammen bewaffnet ins Dorf, während Schwester Elise allein im Boot zurückblieb. Nachdem einige blinde Schüsse abgefeuert worden waren, flohen die Neger in den Busch; der Häuptling aber wollte sich durch Schwimmen über die Lagune retten. Es folgte nun eine halbstündige Hetzjagd auf der Lagune. Kaum glaubte man den geschickten Schwimmer erhascht zu haben, so tauchte er an einer ganz anderen Stelle wieder auf. Als er endlich doch eingefangen war, erhoben seine ungefähr 50 Weiber am Ufer händeringend ein marferschütterndes Klagegeheul.

Der „Chief“ wurde als Geißel nach Sebbe geführt, bis die Rädelshörer bestraft waren.

Einige Tage später starb Zollverwalter J. ganz plötzlich als ein Opfer des Klimas. Die Trauer um den überall hochgeschätzten und sehr beliebten Mann war bei Weißen und Schwarzen eine tiefe und aufrichtige. Auch wir Schwestern verdankten ihm manche Freude. Wir wanden ihm einen Kranz und schmückten denselben mit schwarzweiß-roter Schleife. Der Sarg war mit schwarzem Samt und mit Palmen bedeckt. Nachmittags um 3 Uhr wurde er in der mit Blumen geschmückten Regierungs-Big mit Halbmastflagge über die Lagune gesetzt, die Boote der Weißen und die Kanus der Schwarzen folgten. Von Adjedo aus trugen 8 Soldaten den Sarg zum Friedhof, wir alle aber folgten ernst und traurig, denn J. wurde zu unerwartet aus unsrer Mitte gerissen. Die Schüler der evangelischen Mission sangen Choräle und Herr v. M. widmete dem Verstorbenen einen Nachruf im Namen der Regierung. Auf dem Heimweg wurde kein Wort gesprochen und jeder dachte wohl: wer wird nun der Nächste sein?

Am Ende des Monats Mai brachte der Dampfer „Gertrud“ Herrn Dr. K., der einige Tage bei Herrn v. M. im Hospital blieb. Er hatte früher als ärztlicher Begleiter die Expedition Graf G. quer durch Afrika vom Kongo bis Zanzibar gemacht und im letzten Jahre hatte er mit Leutnant J. Neu-Guinea durchquert. Er schilderte in beredten Worten die wunderherrliche Pflanzenwelt Neu-Guinea's, daß man geradezu Sehnsucht nach diesem tropischen Paradies bekam.

Consul Sch. sandte uns aus Lagos einen Kapitän

und einen jungen Kaufmann seiner Firma zur Erholung; auch schöne Pflanzen aus dem botanischen Garten in Lagos schickte er mit. Schwester Elise, unsere Gärtnerin, verpflanzte sie in unserm Gemüsegarten und taufte das Plätzchen „Lagoseecke.“

Der Kapitän der „Aline“ sandte uns einen armen Reisenden mit hohem Fieber. Seinem Stern vertrauend, der ihn treulos im Stich ließ, war er als Barbier! stellenlos nach dem Congo gereist und fand dort natürlich keine Arbeit, aber dafür um so mehr Fieber.

Derjelbe Tag brachte uns den an schwerem Magen- und Darmfataren erkrankten Consul K., Hauptagenten der Bremer Faktorei in Kittah; drei Tage lang war er in der Hängematte getragen worden. Am 27. Mai wurde mit Fieber und heftigen Gehirnaffektionen der Reichsschullehrer L. eingeliefert, der uns während dreier Wochen große Sorge machte. Auch Herr v. M. war unser Patient geworden. Am 31. Mai holte ich mir Frau Missionar U., die an Schwarzwasserfieber erkrankt war; Herr Missionar U. war selbst dringend der Erholung bedürftig und kam gleich mit.

In jenen Tagen bekam Herr v. M. den hochinteressanten Besuch eines Scherifs (d. i. Abkömmling Muhameds) und zog lebenswürdiger Weise Herrn Stabsarzt und uns Schwestern auch dazu. Scherif Ali trug als Muhamedaner die mit reichen Stickereien besetzte Tobe, deren Farbe einst weiß gewesen, jetzt aber mehr dem Erdboden gleich. Auf dem Kopf hatte er einen Turban, an den Füßen Sandalen. Er hatte edle und intelligente Gesichtszüge und war begleitet von dem Häuptling der Hauffah-



Herr Postsecretär Herr
Kensler. Röter. Paul

King Schwester Johanna.
Loffens Frau Bluhin.
Tochter. Frau Ulrich.
Frau Schwarz.

King Loffen
(im Cylinder).
King Loffens
Frauen.

Zollassistent
Schwarz.

Gruppenbild aus Togo (Bei Grundsteinlegung der ev. Kirche).

stadt und von zwei Dolmetschern. Der eine, ein aufgeweckter, kluger Bube von ungefähr 8 Jahren übersetzte das Arabische ins Haussah, ein zweiter das Haussah in Negerenglisch. Der Sherif stammte aus Marokko und erzählte uns, seine höchste Sehnsucht sei, Mekka zu erreichen, um dort beim Grab des großen Propheten beerdigt zu werden. Er schlürfte mit uns mit großem Behagen ein Täßchen Mokka und bedauerte, nicht Colanüsse bei sich zu haben, um sie als Zeichen treuer Freundschaft mit uns zu teilen. Am andern Morgen sandte er uns die kostbaren Nüsse; der Wissenschaft halber versuchte ich eine; war aber herzlich froh, daß der Herr Sherif nicht mein verzogenes Gesicht dabei beobachten konnte. Die schmeckte ja noch bitterer als Chinin, und das will viel heißen. Unser Stabsarzt aß die Colanüsse recht gern und erzählte uns, daß auf Expeditionen bei Wassermangel das Kauen von Colanüssen den quälenden Durst vergessen ließe.

Nun begann für mich die glücklichste Zeit, die ich in Afrika verbracht. Sieben Patienten waren mein, die sich von Tag zu Tag erholten. Beglückende und befriedigende Arbeit hatte ich in Hülle und Fülle und ich lebte so recht in meinem Element. Hätten doch nur die Angehörigen der Kranken und die Mitglieder des Frauenvereins einen Blick in den „Affenkasten“ werfen können. Dort saßen vergnügt spielend die Genesenden mit einem kaum zu befriedigenden Appetit, über den sich die Küchenschwester Elise freute; der Arzt, der auf seinen Erfolg stolz sein konnte; und ich, die zufriedenste Schwester der Welt. Mit keinem Menschen hätte ich tauschen mögen;

Selbst die schwarze Kascha freute sich mit und begrüßte allmorgendlich die Kranken zu deren großem Vergnügen: „Gute Morge, hab schi gut geschlast? keine Moskitos?“

Aber unsere frohe Stimmung wurde bald jäh unterbrochen. Herr K. erkrankte aufs neue an Dysenterie. Herr v. M. wollte uns eine Freude machen und ließ uns Sonntag nachmittags vor der schwarzen Kapelle der Schutztruppe ein Ständchen bringen. Ich saß derweilen bei K., und er erzählte mir von seiner Braut in der Heimat und daß er im Herbst zurückzureisen gedenke, um zu heiraten, auch ich sollte zur Hochzeit geladen werden. Es wurde mir recht wehmütig ums Herz; dort die heimatlichen Klänge der Militärmusik, hier der arme ahnungslose, pläneschmiedende Mann mit dem Tod im Herzen! Die Musik heiterte ihn sichtlich auf und er versetzte sich in eine Konzerthalle an den Ufern des Rheins. Am Dienstag Abend schon verschied er. Ich schrieb noch an demselben Abend seiner Braut und legte ihr einige Blümlein von dem Totenfranze bei.

Am 30. Juni wurde Frau Zollassistent Sch. zu uns gebracht. Am 3 Uhr nachmittags erblickte der erste weiße Knabe im Togogebiet das Licht der Welt. So wechselte Tod und Leben in unserm Haus. Berthold wurde der Ankömmling getauft, den Namen Schwarz erble er vom Vater; ob er wohl einst eine verbesserte Auflage Schießpulver erfinden wird? Vorläufig gab der Kleine zu solch kühnen Folgerungen keine Berechtigung, denn nur fünf Pfund schwer und recht elend lag er in seinem primitiven Lager: einer — leeren Bierkiste! Hoffentlich ist

die Bierkiste nicht von bleibendem Einfluß auf sein späteres Leben. Die Kinderbadewanne wurde durch den Abwascheimer ersetzt. Denn auf solche Ereignisse waren wir in unserm Hospital nicht vorgesehen. In der Nacht wurde der Kleine mit samt seiner Bierkiste, für die wir kunstreich ein Miniatur-Moskitoneß angefertigt hatten, in mein Schlafzimmer einquartiert. Als Mutter und Kind in einer Hängematte nach Haus gebracht wurde, glich die kleine Karawane einem Triumphzug. Alle Schwarzen der Umgegend waren herbeigeeilt, um das white baby (weiße Kind) anzustaunen. Und trefflich ist der anfangs wenig versprechende kleine Afrikaner mit der Zeit gediehen. Aus Deutschland wurde mir dessen Photographie gesandt, wie er stramm in der Bierkiste sitzt als „Eilgut aus Afrika.“

An des kleinen Berthold Geburtstag waren einige Kranke aus Lome gebracht worden. Diagnose: Dysenterie, Diät: IV. Form d. i. nur flüssige Nahrung und Entsaßen jeden gastronomischen Genusses. Und doch verfaßten die beiden die schönsten Speisezetteln und legten dieselben der Wirtschaftsschwester zur Begutachtung vor; aber unerbittlich gab's Schleimsüppchen Tag für Tag und als Nachtisch Glühwein. Wem sollte dies in dem heißen Afrika nicht bald entleiden? Wenn ich ihnen zum Trost ein Sträußchen brachte, dann noch eine Blume nach Leberwurst, die andere nach holländischem Käse. So lange meine Patienten noch solchen Humor entfalten, bangte mir nicht um ihr Leben.

C. Auf der Erholung.

Als es den Patienten allen besser ging, nahm uns Herr Stabsarzt mit nach Sebbe, wo sich die Herrn allsonntäglich zum Schießen versammelten. Wir Schwestern gingen noch in den Busch auf Entdeckungsreisen. Wir gerieten in ein abgelegenes Negerdorf, in dem gerade in großen Tongefäßen aus Mais Bier gebraut wurde; mit einem nicht besonders reinen Stock wurde die Flüssigkeit umgerührt. Ein altes Weiblein kredenzte uns aus einer Kalabasse das edle Getränk; wir mußten rasch unsern Eckel vor der schmutzig aussehenden Brühe und dem Gefäß, das schon bei vielen schwarzen Negermündern die Kunde gemacht hatte, unterdrücken, nippten zaghaft und gaben unsre höchste Bewunderung über das vortreffliche Bräu zum Ausdruck, was die schwarze Gesellschaft mit größtem Stolz erfüllte. Als wir uns verabschiedeten, wurden wir gebeten, bald wieder zu kommen.

Ich hatte in den letzten Monaten als Folge der aufreibenden Pflegen wieder alle 14 Tage Fieber und schmerzhaftes Malaria-Neuralgie und so bestand unser Stabsarzt darauf, daß ich auf einige Zeit nach Lome zur Erholung reisen sollte. Da der Stabsarzt selbst eine Dienstreise nach Lome machen mußte, so fuhren wir zusammen mit Herrn K., der sich uns angeschlossen hatte, im Boot nach Porto-Seguro. Dort stiegen wir bei „Kronprinz“ Mensah ab. Unser Fully bereitete uns ein Mittagsmahl; das Symphonion des „Kronprinzen“ lieferte die Tafelmusik.

Nachher wurde ich mit Proviant in die Hängematte, die mir der Gouverneur i. B. zugeschickt hatte, gepackt; denn ein Kößlein besaß ich nicht und noch weniger

hätte ich können auf „Schusters Kappen“ durch den Sand waten. Ich hatte zehn Träger, die sich von Zeit zu Zeit ablösten; zwei davon trugen meine Koffer. Kascha und Mensah, des Stabsarzts Boy, gingen zur Seite; beide trugen Kalabassen auf dem Kopf, in denen sie zur Bege Stärkung Kaffada und Flaschen mit Süßwasser hatten. Die Herren ritten zu Pferd voraus. Meine Träger marschierten mit mir, da Ebbe war, im feuchten Sand des von Seewasser gespülten Strandes und oft spritzte mir eine übermütige Welle den salzigen Gischt ins Gesicht.

Ich hatte in den 10 Stunden Hängemattentransport Muße genug, die Toiletten meiner Vordermänner zu studieren. Einer trug seinen ganzen Vorrat an Leibwäsche auf dem Körper, bestehend aus ungefähr sechs Hemden, das längste zu unterst, damit man ja alle sehen und zählen konnte. An Sauberkeit ließen sie viel zu wünschen übrig und trotz der sechsfachen Schicht sah doch stellenweise der nackte Rücken hindurch. Wieder ein anderer trug ein bis zu den Knien reichendes Trifotthemd, das aber mehr Löcher als Stoff besaß; die Hemden werden überhaupt fast immer von den Schwarzen über den Hosenträger getragen. Andere besaßen nur Badehosen und darüber eine Weste oder Badehosen und Stehfragen, auch wohl Hüftentücher und darüber Hosenträger. Da am Strande entlang großer Verkehr herrscht, so begegneten wir vielen Menschen aller möglichen Völkerstämme. Manche hatten sich aus leeren Reisfäcken Gewänder gemacht, indem sie für Kopf und Arme Löcher schnitten, dazu hatten einzelne als Kopfsputz Pappschachteln auf. Beliebt sind besonders Cylinder, ob hoch, ob

niedrig, ob schwarz, blau, rot oder weiß. Man sieht oft die drolligsten Figuren.

Um sich die Zeit zu vertreiben, sangen die Träger ihre langweiligen Wechselgesänge. Diese Lieder, das regelmäßige Brausen der Brandung und das Wiegen der Hängematte machten mich schläfrig; aber kaum war ich ein wenig eingenickt, als ich sanft in den Sand niedergelassen wurde und die Träger mir erklärten: „Mamie me go drink water“ (ich gehe Wasser trinken). Wir waren in Bagida.

Bald hatte sich die ganze Bevölkerung von Bagida um mich versammelt. In Deutschland wäre es doch recht peinlich so Spießruten laufen zu müssen, aber in Afrika ist's der Weiße bald gewöhnt, als blaues Wunder begafft zu werden. Hübsch bin ich nie gewesen, aber in Afrika wurde mir doch die Genugthuung zu teil, als schön bewundert zu werden. Enonkaka! (wie schön bist du) riefen die Bagidaleute einmal über das andere. Sie haben eben bescheidenere Schönheitsbegriffe.

Kurz vor Lome kam mir der Stabsarzt mit Herrn v. M. entgegengeritten und brachten mich in die Bremer Missionsstation zu Herrn und Frau Missionar D., die sich herzlich meiner annahmen. Die Missionskinder sangen mir zum Empfang: „Goldne Abendsonne.“ Die Flaggen alle waren in Lome Halbmast gehißt: es war die Nachricht gekommen, daß der Stationsleiter W. in Sugu an Dysenterie gestorben sei.

Ich war von der Tour ordentlich durchgeschüttelt, hatte beim Aufstehen aus der Hängematte ein Gefühl, als sei ich geprügelt worden, und legte mich bald schlafen.

Frau D. war eine kluge Frau von seltener Herzens-

güte. Sie ging täglich mit mir spazieren und so lernte ich auch diese Stadt und Gegend kennen. Lome ist ein sehr sauberer Ort, jetzt Sitz der Regierung. Europäerhäuser und die Hütten der Eingeborenen stehen malerisch in bunter Reihe. Schöne Straßen sind angelegt, mit Palmen oder Schattenbäumen bepflanzt und haben zum Teil schon Namen, wie Kaiserstraße, Bismarck-, Regierungs-, Strand-, Hamburger-, Bremerstraße. Missionar D.'s hatten ein hübsches wohlgepflegtes Gärtchen, sie versorgten oft die Europäer mit frischem Salat und Gemüse. Wir machten Besuche bei v. H.'s, die beide mit Fieber zu Bett lagen, und brachten dann den Schwestern der katholischen Mission Blumen und Früchte mit. Donnerstag Abend war ich mit dem stellv. Gouverneur und unserm Stabsarzt bei Herrn v. M. zu Tisch geladen. Der Koch machte seine Sache recht gut, nur servierte er irrtümlicher Weise zum Hammelbraten Himbeersauce und zum Pudding Senfsauce!

Frau D. hielt dreimal in der Woche auf der Veranda Nähstunde ab; wie war ich aber überrascht, daß sich dazu ungefähr zwanzig Knaben, aber nicht ein einziges Mädchen einfand! In der Nähstunde wurden die von den Kaufleuten geschenkten Muster zu Hüftentüchern zusammengenäht.

Desters marschierte die Schutztruppe, vom Exerzierplatz kommend, am Missionsgebäude vorüber und stimmte vor unserm Haus „Die Wacht am Rhein“ an. Auch zum Rennplatz wanderten wir hinaus, wo die Herren ihre Pferde trainierten; denn in Afrika interessiert einen alles Europäische und jeder Europäer. Am Sonntag nachmittag sollte in Lome ein Wettrennfest veranstaltet

werden und ich mit Frau v. S. zusammen in einem von Grubons gezogenen zweirädrigen Wagen nach dem Rennplatz gefahren werden. Ich bekam aber in der Nacht hohes Fieber und mußte den Festtag im Bett zubringen. Nach dem Rennen machte mir der Stabsarzt seine ärztliche Visite und erstattete mir Bericht über den Verlauf des Nachmittags. Er selbst hatte den II. Preis gewonnen; nach dem Rennen hatten noch (Palm-) Kernwagenrennen, Tauziehen und sonstige Belustigungen für die vergnügten Schwarzen stattgefunden. Auch las mir Herr Stabsarzt einen Brief vom Vorstand des Vereins vor, in welchem derselbe das gute Einvernehmen von uns Schwestern lobend hervorhob.

Kaschka, meine Dienerin, ließ sich recht gut an und war ganz entzückt von „das vilte schön Lome.“ Des Nachmittags war Kaschka gewöhnlich auf längere Zeit verschwunden. Wenn ich sie darüber zur Rede stellte, dann erklärte sie mir: „Kaschka haben Herr v. M. gute Tag gesagt; v. M. läßt Schester schön grüße.“ Als später Herr v. M's Koch um Kaschka's Hand anhielt, wurde mir erst klar, weshalb Kaschka Herrn v. M. so oft „guten Tag“ sagte. Später erhielt ich von dem Koch folgenden Brief (in englischer Sprache.)

B a s o r i e, 13. 1. 98

L i e b e D a m e !

Die Grüße, die Sie mir durch Seine Hochwohlgeboren Herrn Baron v. M. gesandt, sind pünktlich in meine Hände gelangt, und mit vielem Dank hoffe ich, der Herr wird Ihr Leben verlängern, weil Sie sich meiner erinnert haben Geben Sie gütigst meine Grüße an meine Frau (d. i. Verlobte) Caska, Ihre Köche und Jungen. Liebe Dame, behalten Sie gütigst mein

Mädchen Caska bei Ihnen, bis ich komme an die Küste und dann wird eine große Hochzeit sein. Ich will sehr hoffen, daß sie dieselbe sind und verbleibe für immer Ihr getreuer

Jonnu Anum.

• Ich hatte mich bei den lieben Missionsleuten recht gut erholt und reiste nach 11 Tagen mit der „Aline“ wieder ab.

Bei der Bootsfahrt nach dem Dampfer war die Brandung so schlimm, daß die Crujungs die Köpfe schüttelten und sagten: „Mamie, sea very bad!“ Ueber eine Stunde trieben wir in den Brechern umher; immer wieder stand das Boot kerzengerade und drohte umzuwerfen. Zwei Boote hinter uns waren schon gekentert, da blieb uns noch der letzte Brecher. Wie der so ächzend und unheildrohend seine gewaltigen Wassermassen heranzwälzte, machten sich die Jungs schon zum Herauspringen bereit, mir aber riefen sie zu: „Pray for God“ (bete zu Gott), dann Anstrengung aller Kräfte zum Paddeln und der schreckliche Brecher war überwunden. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich unserer Brust und auch die boys jubelten auf; konnten sie doch auf einen beträchtlichen dash (Trinkgeld) meinerseits rechnen. Kascha war im Boot seekrank geworden, hatte sich krampfhaft an mich geklammert und rief: „Kascha gehe nisch mehr for de See.“ Triefend vor Nässe kam ich an Bord und der Kapitän sagte überrascht: „Was, Schwester! Dieser See haben sie sich anvertraut?“ Ich sollte mich umziehen, aber womit? Meine Koffer waren ja auch gründlich durchnäßt; so mußte denn die liebe Sonne das Trocknen besorgen.

Auf der „Aline“ traf ich zwei alte Bekannte von

Kamerun her, die aus dem Urlaub dorthin zurückkehrten. Als wir am Hospital vorbeidampften, war das Signal „Willkommen“ gehißt und die Rekonvalescenten winkten mit Bettüchern. Als wir in Klein-Popo vor Anker gegangen waren, traute ich meinen Augen kaum, daß der Lehrer L. mit Schwester Elise an Bord kam, um mich abzuholen: wir hatten den Lehrer während seines Krankseins, seiner Hilflosigkeit halber, „Baby“ getauft und nun wollte er mir zeigen, daß er kein Baby mehr sei. Bei der Rückfahrt vom Dampfer ans Land war die See wieder recht schlecht. Schwester Elise war geisterbleich und schwor, sich nie mehr ohne Not dem nassen Element anzuvertrauen und ich gelobte mir dasselbe. Kaum war das Boot beim Land, da rissen uns die Kruboys, sehr wenig zart, der eine am Kopf, der andere an den Füßen heraus und trugen uns eiligst zum Strand; denn derselbe Brecher der uns ans Land geworfen, schleuderte das Boot in die Brandung zurück; mein Tropenhelm, Sonnenschirm und Schwester Elisens Mütze trieben lustig in der See umher. Der Helm wurde von den Jungen wieder herausgefischt, während Schirm und Mütze auf Nimmerwiedersehen vielleicht in einem Haifischmagen verschwunden waren. So endete meine Erholungsfahrt.

7. Patienten-Fahrten.

Wir bekamen bald wieder einige Franzosen und Engländer als Patienten und hatten leider wieder einen Todesfall zu verzeichnen.

Ende August wurde Herr Stabsarzt zu Frau Sekretär v. H., die an Schwarzwasserfieber erkrankt war, nach Lome gerufen. Als Frau v. H. wieder transportfähig war, brachte man sie zur weiteren Erholung in unser Hospital. Wir gingen fast täglich mit ihr spazieren.

Am Sonntag fuhren wir im Boot auf der Lagune in vierthalb Stunden nach Kpeme, nachdem wir zuvor in den Faktoreien Einkäufe gemacht und dort einen ganz jungen Schimpanse gesehen hatten. Eine herrliche Kokosnußpalmen-Allee in Kpeme führt eine halbe Stunde lang von der Lagune zu dem am Strand gelegenen Europäerhaus. Die Kokosnußplantage Kpeme gehört einer Aktiengesellschaft, von der v. P. und v. H. Hauptteilnehmer sind; der Direktor und Teilnehmer W. war auf Heimatsurlaub und brachte später seine junge Frau aus Deutschland mit heraus. Im Umkreis von drei Stunden sind etwa 500 000 Kokosnußpalmen gepflanzt. Die Fasern und das Fleisch der Nuß, Copra genannt, werden nach Deutschland geschickt und dort verarbeitet; die Fasern zu Tauen, Läufern zc zc., das Fleisch zu Seifen, Kerzen, Butter zc. zc. Die Plantage beschäftigte durchschnittlich 80—100 eingeborene Arbeiter.

Als wir nach Kpeme kamen, war nur ein Weißer dort. Wir waren ihm von den Schwarzen angemeldet mit: „Two white mamies live for come“ (Zwei weiße Frauen kommen!) Man war gar nicht auf civilisierten Besuch vorbereitet, und so fühlte sich unsere Paula, die wir mitgenommen hatten, verpflichtet, erst mit dem Besen den größten Schmutz im Fremdenzimmer wegzufegen. Den Gardinen sah man auch an, daß dieselben

manchmal von den Hausjungen als Hand- und Geschirrtücher benützt worden waren.

Uns zu Ehren hatte der Koch einen Truthahn geschlachtet und vorzüglich zubereitet. Mit roten Rüben mußte er aber weniger Bescheid, er sandte sie heiß im Wasser auf den Tisch. Als kalten Aufschnitt bekamen wir Wurst und Käse auf einer Platte serviert. Die Eier mußten wir mit Suppenlöffeln essen, da die Kaffeelöffel alle nach und nach wahrscheinlich gestohlen worden waren. Geschmeckt hat es uns aber trotzdem. Als ich um Wasser bat, setzte mir Quako, der Hausboy, gleich den ganzen Eimer auf den Tisch, und Gassa, der andere Hausjunge meinte: „Mamie, you no drink nothing but water, water no fit for white man“ (Du trinkst nichts als Wasser, Wasser paßt sich nicht für den weißen Mann).

Am Abend noch machten wir einen Ausflug in das schattige Fächerpalmenwäldchen, in dem das Rauschen der Blätter gar heimatlich nach unsern Eichenwäldern klang. Dort ist auch der Lieblingsaufenthalt der possierlichen Meerfäzchen, aber auch der unheimlichen Riesen- und Giftschlangen. Letztere werden freilich nur dann gefährlich, wenn sie angegriffen oder aus Unvorsichtigkeit getreten werden.

Am nächsten Morgen beobachteten wir, wie die Negerweiber aus Kassada Stärke bereiteten. Gegen 9 Uhr kam Schwester Elise und abends kehrte ich in der Hängematte ins Hospital zurück, während Frau v. S. und Schwester Elise noch einen Tag in Kpeme blieben.

Zu jener Zeit hatten wir im ganzen Krankenhaus keine richtig gehende Uhr mehr, sie waren alle durch die feuchte Salzbrise eingeroftet. Am Zollgebäude wurde

zwar täglich die Mittagsstunde durch einen Kanonenschuß angezeigt, wir waren aber zu weit davon entfernt, um ihn hören zu können. Schwester Elise fertigte daher mit vieler Mühe eine Art Sonnenuhr an, aber wenige Tage später kreiste die liebe Sonne weiter im Süden und beleuchtete diese Stelle gar nicht mehr.

Noch viel übler waren wir mit dem Geschirr daran, namentlich als die aus Europa gesandte Ersatzkiste zweimal in der Brandung untergegangen war. An vielen Gefäßen war die Glasur weg, die andern waren durchgebraunt. Das war ein Jubel, als endlich der Norddampfer die langersehnte Sendung des Frauenvereins, der nun dreifache Ausgabe hatte, brachte. Die Größe der Kiste hatte alle unsere Leute voll Neugier herangelockt. Nicht nur jedes unserer Mädels, sondern auch boys, Köche, ja sogar Zimmermann und Waschmann wollten sehen, was die große Kiste für Wunder berge. Als der Koch nun eine Fleischhackmaschine, Kaffeebrenner und Kaffeemühle entdeckte, kannte seine Freude keine Grenzen, und als unsere Mädels die schönen Handtücher sahen, mit denen sie in Zukunft das Geschirr abtrocknen sollten, klatschten sie in die Hände und tanzten vor Vergnügen. Es dauerte lange, bis sie sich wieder beruhigt hatten.

Am 1. Sept. fuhr ich mit Frau v. S. nach Sebbe und besuchte dort ihre erste afrikanische Heimat. Nachdem das Haus in Sebbe=vi (Klein=Sebbe) nach Wegzug der Beamten lange Zeit unbewohnt war, stahlen die Schwarzen, was nur transportabel war; Thüren, Fenster, Taubenhaus trugen sie weg und zerstörten aus reinem Vandalismus die Blumenbeete und Gartenanlagen.

Später wurde die Regierungsschule hinein verlegt. Der Lehrer, bei dem wir speisen wollten, war nicht zu Hause. Da wir aber von Durst und Hunger geplagt waren, bedienten wir uns ungeniert der Getränke im Kühltopf, der Apfelsinen und des Brotes aus dem Speiseschrank. Die Ueberbleibsel nebst schriftlicher Erklärung bauten wir auf den Tisch auf. Das ist afrikanische Gastfreundschaft; denn Gasthäuser giebt es in Togo noch nicht.

Darauf sahen wir uns die nähere Umgebung von Sebbe=vi an, die nur noch traurige Ruinen ihres einstigen Glanzes bot; wehmütig blickte Frau v. S. zurück auf die Trümmer ihres zerstörten Heims.

Durch wucherndes Gebüsch marschierten wir zu Almeidas Kaffeepflanzung. Wir kamen an verschiedenen kunstreich angelegten Termitenhügeln vorbei, die an Tropfsteinhöhlen erinnerten, und sahen zu, wie gerade in einem derselben ein ungefähr zwei Meter langer „Waran“ verschwand. Warane sind Rieseneidechsen mit gespaltener langer Zunge, wie sie die Schlangen haben. Sie fressen die Termitenameisen, die durch ihre furchtbare Zerstörungswut sehr gefürchtet sind, und lassen sich dann selbst in dem ausgestorbenen Bau häuslich nieder. Ueberall huschten behende kleinere Eidechsen in allen Farben schillernd über den Weg oder kletterten an den schlanken Stämmen der Palmen empor.

Die Pflanzung hatte unter der langen Trockenheit sehr gelitten.

Auf dem Rückwege besuchten wir, wie stets wenn wir in der Nähe waren, die Gräber der verstorbenen Europäer auf dem Friedhofe. Es sieht dort recht traurig aus, fast nichts als Sand und Sand und vereinzelte

Kreuze. Kein Blümlein, nicht einmal die zähe Palme gedeiht dort, wo die Sonne das verdorrt, was die salzige Seebrise nicht zerstört hat.

An einem schönen Sonntag nachmittag fuhren Frau v. H. und ich mit den Misionsleuten U. nach Ugue. Die Lagune war durch die Regenzeit so hoch gestiegen, daß unsre Gig nicht unter der Adjedobrücke durchkonnte; wir nahmen deshalb mit vereinten Kräften das Dach herunter und ließen es in Sebbe zurück. Das landschaftliche Bild der Lagune war diesmal ein ganz anderes. Die Büsche, die sonst die Ufer begrenzen, standen tief im Wasser und Tausende von Vogelnestern schwammen auf den Fluten. Von den Krokodilen, die sonst so zahlreich waren, ließ sich nicht ein einziges blicken.

In Ugue angelangt, frug uns Schwester Epiphane, ob wir etwas zu essen wünschten; und mit rücksichtsloser Offenheit erklärten wir, daß wir einen Riesenhunger mitgebracht hätten. Doch statt uns gebratene Enten vorzusetzen und andere Leckerbissen, die uns unsre Phantasie vorgegaufelt hatte, mußte uns die arme Schwester zu ihrem und noch mehr zu unserm Leidwesen erklären, daß sie aber auch gar nichts Eßbares im Hause habe. Das waren nun wieder afrikanische Zustände. Auf dem Heimweg stillten wir unsern Hunger mit Pferdebananen, einer unedlen Sorte von Bananen, die der Europäer nur in flache Stücke geschnitten, in Butter geröstet und mit Zucker bestreut, ißt. Wir hatten dieselben einem Neger um einige coppers (Fünfspennig-Stücke) abgekauft.

Der Uebergang vom Tag zur Nacht und umgekehrt tritt in der Nähe des Aequators sehr rasch und unvermittelt ein und von einer Dämmerung ist kaum etwas

wahrzunehmen. Die Sonne geht in Togo jahraus, jahrein um $\frac{1}{2}6$ Uhr auf und um $\frac{1}{2}7$ Uhr unter. Die Nacht war anfangs stockfinster, und freudig begrüßten wir anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang den Mond, der die Landschaft mit wunderbarem Zauber beleuchtete, und in seinem Licht setzten wir in Sebbe das Dach wieder auf unsre Gig. Am andern Tage kehrte Frau v. S. vortrefflich erholt nach Lome zurück.

8. Allerlei Getier.

Ich bin von jeher eine große Tierfreundin gewesen und habe daher auch in Afrika das Leben und Treiben der einheimischen und eingeführten Tiere beobachtet und mich mit ihnen angefreundet.

Die einheimischen Haustiere sind alle nichts weniger als schön und die aus Europa eingeführten gedeihen nicht. Es ist hier mit den Haustieren fast so wie mit den Menschen: die einheimischen sind eine untergeordnete, niedere Rasse, die eingewanderten die vornehmere, edlere civilisierte; aber die europäischen Tiere ertragen das Klima ebenso wenig, wie die weißen Menschen.

Doch ich will nicht von unsern vierfüßigen Landsleuten, des Doktors würdigem Jagdhund, einer gutmütigen Ulmer Dogge und dem drolligen Dackel erzählen, eine so große Rolle diese europäischen Aristokraten im Negerland auch spielten, sondern von dem afrikanischen Getier.

Die sogenannten Countryhunde (Land- d. h. einheimischen Hunde) sind sehr häßlich, langbeinig und das,

was man in Deutschland „Scherenschleifer“ nennt; dazu noch meistens räudig. Von europäischen Hunden passen sich die Fox terriers am besten dem Klima an, leiden aber auch zuweilen am Fieber und müssen dagegen Chinin nehmen. Die langhaarigen Hunde gehen in der Hitze meist bald ein. Pferde, die von den Kanarischen Inseln, aus Lagos oder dem Hinterland eingeführt werden, können selten große Strapazen aushalten und gehen zum Teil bald zu Grunde.

Unser Stabsarzt bekam einen Hundsaften oder Bavian geschenkt, der „Schuster“ genannt wurde. Erst band man ihn an einem Pfahl beim Pferdestall fest; aber schleunigst hatte er das Dach abgedeckt, so weit er reichen konnte. Kaum war er an einem andern Platz angelegt, als er den Pfahl hinter sich herschleifend im Speisezimmer erschien. Ehe wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, nahm sich „Schuster“ ungeniert eine Weinflasche vom Buffet, schlug ihr den Hals entzwei und trank sie aus, was zur Folge hatte, daß unser „Schusterchen“ nur um so lustiger wurde; denn als wir ihn am Treppengeländer festmachten, saß er im Nu auf der Thürflinge des Mädchenzimmers, schlug die Fenster ein, riß die Gardinen herunter, so daß die Mädchen ein Zetergeschrei vollführten. Endlich hatte der Zimmermann ein niet- und nagelfestes Haus für ihn fertig gemacht. Jetzt betrug sich „Schuster“ zivilisierter, ja er wurde galant, er nahm gern unsern Arm und spazierte mit uns wie ein artiges Kind. Plötzlich kam ihm aber ein toller Einfall, er verabreichte einem eine Ohrfeige, zog sich geschwind auf seinen Kasten zurück, der auf einem hohen Pfahl stand, hielt sich die Hand vor den Mund und wollte sich halb

Wittum. Unterm Roten Kreuz in Kamerun u. Togo. 9

tot lachen über den lustigen Streich, den er uns gespielt. Manchmal konnte man wirklich vergessen, daß er kein Mensch war. Mit „Männi“ unserm Dackel, war er sehr befreundet, sie balgten sich, zerzausten und zerkrakten einander und schlossen dann wieder Freundschaft. Zur weiteren Unterhaltung hatte man für „Schuster“ ein leeres Mehlfäß aufgestellt, in welchem er sich gerne kugelte; manchmal auch saß er Diogenes gleich im Faß mit der Hand den Kopf stützend und tiefsinnig über die Probleme des Affenlebens philosophierend. Lange dauerte indes diese ernste Stimmung nicht, besonders wenn er den Futternapf mit Reis und Früchten witterte. Er aß recht manierlich und so appetitlich wie die Schwarzen. — Da der Affe sich aber doch öfters losriß und dann verwüstete, was ihm in den Weg kam, so wurde er eines schönen Tages in eine Kiste verpackt und in den zoologischen Garten nach Berlin expediert.

Mein Liebling war ein Meerkätzchen Namens „Fritzchen“, dem ich mehrere Male das Leben gerettet hatte. Erst kurierte ich seine Wunden, sodann pflegte ich es bei Diphtherie und Schlucklähmung (zweifelhafte Diagnose, von mir selbst gestellt) und massierte seine gelähmte Seite, bis es alle Glieder wieder gebrauchen konnte. Dies vergaß mir „Fritzchen“ nicht. So oft es sich von seiner Hütte losmachen konnte, kletterte es an der Regenröhre hinauf und kam in mein Zimmer. Dort amüsierte es sich mit meinen zwei jungen Servals (eine Art Tigerkätzchen). Zu dreien arbeiteten sie sich an meinem Moskitonez hinauf, legten sich oben hinein und hielten dort Siesta, Fritzchen in jedem Arm ein Kätzchen an sich schmiegend. Schließlich wurde mir aber Fritzchen zu

frech; wollte ich schreiben, so setzte es sich aufs Tintenfaß, bei der Arbeit auf meine Hände, wollte neugierig in meinen Büchern lesen und zerriß dabei die Blätter. Ich konnte ihm nur noch selten die Freiheit lassen.

Später bekam ich eine allerliebste neugeborene Antilope und einen jungen Serval Namens „Busch“, die ich mit der Saugflasche aufzog; beide wurden sehr zutraulich. Die Antilope folgte mir im Garten wie ein Schoßhündchen und „Busch“ holte sich selbst den Gummipfropfen seiner Flasche vom Tisch und lutschte stundenlang mit großem Behagen. Es war ein zu drolliges Bild, an dem sich auch die Patienten höchlichst vergnügten. Da ich mich immer viel und gern auch mit kranken Tieren abgab und ab und zu den Hühnern gebrochene Beine einrichtete, erklärte mir unser Koch: „Schester, du sein de Doktor for de Hühner und de Affen.“

Unser Boy Jully war ein großer Nimrod. Zum Jagdanzug hatte er sich von mir ein paar alte Strümpfe erbettelt, die er abgeschnitten als Gamaschen benützte. Von der Jagd brachte er uns als Beute manchmal Vögel, fliegende Hunde (eine Art Fledermaus), wohl auch ein Krokodil mit; meist aber erklärte er uns in Berliner Deutsch: „Ick bin uf de Jagd jewest, ick habe enen Bogen (Vogel), ene Buschfaß, enen Alligator jesehen, aber nischt jetroffen.“ Jägerlatein verstand unser Jully noch nicht.

Am 30. Oktober 1897 wurde unsre Umgebung von einem Heuschreckenschwarm bedroht, den wir mehrere Stunden als eine bewegliche dunkle Wolke verfolgen konnten und der uns bald darauf wie ein tolles Schnee-

gestöber umschwärmte. Das war ein Sausen und Schwirren in der Luft! Unsere Mädchen verjagten die ungebetenen Gäste durch Schreien, Klappern mit Deckeln und Stöcken; die Tiere zogen weiter und wollten sich bei Sebbevi niederlassen. Dort war die Regierungsschule, und die Schulerbuben stimmten ihrer eigenen Eingebung Folge leistend „Die Wacht am Rhein“ an und vertrieben die Heuschrecken durch Feuer, Flintenschüsse, Trommeln und Geschrei. Als die Gefahr vorüber war, sangen sie: „Nun danket alle Gott“. In manchen Gegenden fressen die Wanderheuschrecken alles ab, so daß sonst fruchtbare Ortschaften verwüstet darniederliegen wie ein Stoppelfeld und oft Hungersnot entsteht. Die Wanderheuschrecken werden von vielen Niegern geröstet und gegessen, sie schmecken etwas bitterlich; ich selbst habe eine mir von den Mädchen angebotene gekostet, konnte mich aber für deren Genuß nicht begeistern und ziehe Froschschenkel bei weitem vor.

9. Im Hospital.

Da die Tropenkrankheiten hauptsächlich vor und nach der Regenzeit auftreten, so war für uns die Periode der Trockenheit die Zeit der Erholung und ich wünschte mir dann, in diesen Tagen alle Fieber, die ich noch zu erwarten hatte, absolvieren zu können; denn während der eigenen Krankheit, wenn dazu noch das Haus voll Kranker lag, bedrückte einen der Gedanke, als Pflegerin sich selber pflegen lassen zu müssen. Daher machten wir in der

gesunden Zeit unsre Ausflüge. Diese Wanderungen in der frischen Luft waren uns sehr nötig, um neue Kräfte zu sammeln für die schweren Zeiten, die nur zu bald wieder eintraten. Wir kamen dann wochenlang nicht zum Hospital hinaus, wenn das Gespenst „Krankheit“ uns im Hause entgegenstarrte.

Während im Regierungslazarett in Kamerun drei Schwestern gewesen, waren wir im Nachtigallkrankenhaus in Togo nur zu zweien. Schwester Elise Heidner, wie schon bemerkt auch eine Süddeutsche, ein Nürnberger Kind, war zwei Monate vor mir in Hamburg abgereist, erst nach Kamerun, von wo sie nach achtwöchentlicher Thätigkeit nach Togo übersiedelte, wie ich vier Monate später. In guten und in bösen Tagen teilten wir gemeinsam Freud und Leid. Nirgends bedarf man mehr sympathischer Gefährten als in fernen Landen, wo so wenige auf einander angewiesen sind und wo Disharmonien zur Qual werden.

Die schwarzen Kranken wurden auch in Togo von den Eingeborenen verpflegt; aber hier, wo die Baracke der eingeborenen Patienten auf dem zum Hospital gehörigen Anwesen lag, ging ich täglich öfters hin sie zu besuchen.

Die vielen Schwarzen, die oft weit her kamen, um sich vom Herrn Oberstabsarzt behandeln zu lassen, setzten großes Vertrauen in den Mister Dókidó, wie sie ihn nannten, während die übrigen beim fetish (Gözen) Heilung suchten. Wenn der Herr Doktor einem schwarzen Weltbürger zum Tageslicht verhalf, so wurde er ihm zu Ehren „Dókidó“ getauft, und so laufen denn in Togo eine hübsche Anzahl „Dókidós“ herum.

Man beobachtet auch bei den Eingeborenen häufig

Malaria und selbst Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Lungen- und Rippenfellentzündung, Leber- und Augenleiden, Hautkrankheiten; ganz besonders kommen viele chirurgische Kranke in Behandlung, meistens für den Arzt sehr dankbare Fälle. Eine große Rolle spielt beim Neger die „belly“ (der Bauch). Besonders wenn er zu üppig geschmaust hat, bittet der Neger um Medizin, indem er sagt: „Me belly be sick“ (Mein Bauch ist krank). Eine tüchtige Portion Ricinusöl, die er mit dem größten Behagen schlürft, bringt ihm die gewünschte Erleichterung. Überhaupt halten die Neger viel von Medizin und nehmen dieselbe mit der größten Gewissenhaftigkeit ein.

Schwarze Kranke, die in der Baracke aufgenommen sind, bekommen ihre täglichen Mahlzeiten: Reis, Fleisch, Kassada, Maiskuchen aus der Hospitalküche; je nach ärztlicher Verordnung bekommen sie auch Haferschleim, kräftige Fleischbrühe, Thee, Geflügel, Eier, Wein.

Es gefällt ihnen meist sehr gut beim Mister Dókidó und einige strömen beim Abschiednehmen über vor lauter Rührung; andere nehmen auch polnischen Abschied und wieder welche bezeugen ihrem Lebensretter die Dankbarkeit in Gestalt eines Schafes, einer Ziege oder eines Schweines.

Wir Schwestern pflegten die erkrankten Europäer, hohe und subalterne Beamte, Offiziere, Unteroffiziere, Missionare und Kaufleute; es waren Deutsche, Schweden, Spanier, Engländer und Franzosen, und meine Kenntniß der englischen und französischen Sprache kam mir dabei sehr zu statten.

Die weißen Patienten litten meistens an den klimatischen Krankheiten: Malaria und Schwarzwasserfieber.

Die andern Krankheiten sind nicht sehr mannigfaltig: sind doch auch die Menschen nicht sehr zahlreich und verschiedenartig, die in ein Kolonialhospital kommen.

Alle Europäer litten während der heißen Jahreszeit am sogenannten „Roten Hund“ (englisch „prickly heat“). Dies ist der Name für einen Hitzauschlag, der dem Masern-Exanthem ähnlich sieht und fast jeden Weißen in den Tropen mehr oder weniger quält. Der Ausschlag juckt anfangs bis zur Unerträglichkeit und peinigt dann, als ob man mit Dornen oder Brennesseln gepeitscht würde; an Schlaf ist oft gar nicht zu denken. Erst bei Beginn der Regenzeit schwindet allmählich der „Rote Hund“, wofür dann als Ersatz die Stechmücken, die argen Moskitoß eintreffen, um ja dem neuen Fremdling keine Ruhe zu lassen; warum hat er auch eine so zarte feine Haut? Und doch gilt der „Rote Hund“ als ein Zeichen von Gesundheit; er wird hervorgerufen durch eine auf den Stoffwechsel günstig einwirkende Schweißaussonderung. Wenn diese nämlich aufhört, so ist oft das leidige Fieber im Anzug. Auch unter sehr schmerzhaften Furunkeln leiden viele Europäer. Die Dysenterie, die in den Tropen oft einen bössartigen Charakter annimmt und als Gefolge manchmal gefährliche Leberabscesse nach sich zieht, ist sehr gefürchtet. Magen- und Darmleiden, auch Krankheiten nervöser Natur werden vielfach beobachtet. Chirurgische Fälle, die meist nur von Zufällen abhängen, Brust-, Hals- und Lungenleiden sind äußerst selten. Fälle von Typhus sind nur vereinzelt vorgekommen.

Die Malaria (Sumpffieber oder Wechselfieber) ist die häufigste, das Schwarzwasserfieber die gefährlichste

Krankheit in dieser Tropengegend. Ein heftiger Schüttelfrost mit darauffolgendem Hitzestadium und sehr hoher Temperatursteigerung, hierauf Schweißstadium und sodann kritischer Temperaturabfall meist mit wiederkehrendem Wohlbefinden, dies alles in periodischer Wiederholung von einem bis mehreren Tagen: das sind die charakteristischen Symptome der Malaria. Heftiges Erbrechen, Kopf- und Gliederschmerzen sind sehr qualvoll, und vergebens sehnt man sich nach kühlem Getränk und nach dem Eis, das in Europa verschwendet wird. Während des Schüttelfrostes wird der Kranke in wollene Decken gehüllt, ihm heißer Thee, Glühwein zc. verabreicht, um das Schweißstadium möglichst rasch herbeizuführen. Auch feuchte Einpackungen sind manchmal von gutem Erfolg. Bei ausbrechendem Schweiß wird der Kranke vor Erfältung geschützt, doch wird ihm Erleichterung verschafft durch allmählich leichtere Bedeckung und reichliche Zuführung von Mineralwasser. Chinin wird bei abnehmender Temperatur verabfolgt. Die typischen Fälle von Malaria sind selten tödlich; auch hat man gegen dieselben ein vorzügliches, unerseßliches Gegenmittel im Chinin. Gefährlicher sind dagegen die Komplikationen und das Malariafiechtum.

Eine solche Komplikation ist auch das Schwarzwasserfieber. Es hat seinen Namen von dem tiefdunkelgefärbten Urin. Hier kommt es vor allen Dingen darauf an, dem Kranken möglichst große Mengen von Flüssigkeit, Mineralwasser und Milch zuzuführen, damit die Nieren gründlich durchgespült werden. Arzneimittel, wohl auch etwas Alkohol werden nur verordnet, wenn die Herzthätigkeit angeregt werden muß. Eine häufige

Begleiterscheinung ist das Erbrechen, welches dem Kranken und der Pflegerin zur Qual wird. Der Patient verweigert jede Flüssigkeitsaufnahme, und man muß den ganzen moralischen Einfluß aufbieten, um zum Trinken anzuregen. Das wirksamste Mittel gegen Erbrechen, Eispillen, sind ja nicht zu haben. Das Schwarzwasserfieber, bei dem Nierenverstopfung eintritt, die dann zu einer Harnvergiftung des Blutes führt, läßt auf die ungünstigste Prognose schließen. Meist tritt in diesem Fall der Tod unter urämischen Krämpfen ein.

Für die Kranken besitzt das Hospital Kühlapparate, ungefähr meterhohe Kästen, die innen mit Blech ausgeschlagen sind und mit Kühltalz und Wasser gefüllt werden. Die Getränke aus diesem Apparat sind eisig kühl, werden aber in kürzester Zeit an der Luft wieder warm. Da eben das idealere Eis nicht zu beschaffen ist, so sind die Kühlapparate eine große Wohlthat für die Patienten.

Freundliche, lustige Krankenzimmer nehmen die Patienten auf. Die Bettstellen sind aus Eisen mit Drahtmatrizen und haben zum Schutz gegen die Moskitos Netze aus Tüll. Schränke nehmen Kleider und Reiseutensilien auf; für jeden Kranken sind Waschstände mit emailliertem Waschgeschirr und Nachttische zur Verfügung. ein Ruhebett nebst Tisch verleihen den Stuben ein behagliches Aussehen und trostreiche Sprüche an den mit Oelfarbe gestrichenen Wänden weisen nach oben.

Der Schwester ist es eine liebe Pflicht, ihren Pflegebefohlenen jede mögliche Erleichterung zu schaffen. Dazu trägt auch ganz besonders der „Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“ bei, indem er immer wieder

Opfer bringt, für die Kranken praktische Gerätschaften, Bettwäsche, leibliche und geistige Nahrung, als Kakao, Konserven, Fleischextrakte, Fruchtsäfte und gute Lektüre sendet. Das Nachtigal-Krankenhaus besitzt davon eine ganz hübsche Bibliothek. Auch die Zeitschrift „Unter dem Roten Kreuz“ wird sehr willkommen geheißen, denn sie bringt Nachrichten aus anderen Kolonien und ist das geistige Band, welches die Schwestern mit einander verbindet. Sie erweckt für uns so recht das Gefühl, daß man in der fernen Heimat nicht müde wird, an uns zu denken, für uns und unsere Kranke zu sorgen.

Auch die Vorgesetzten standen uns stets mit Rat und That zur Seite, unterstützten uns in jeder Weise und waren uns ein Vorbild in Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit.

Fast alle Kolonialbeamte, die ich kennen gelernt, waren während ihrer Dienstzeit von großer Pflichttreue, was um so höher zu schätzen ist, als drüben in den Tropen Körper und Geist schlaff werden und dadurch auch die Ausübung der Berufspflichten schwerer.

Die Kranken müssen individuell behandelt werden und nicht nach der Schablone, denn was dem einen recht, ist dem andern nicht billig. Der eine neigt zur Schwermut und ist verdrießlich, er muß aufgeheitert werden, was einem manchmal recht schwer fällt, wenn man selbst in trüber Stimmung ist; es übt aber in der Selbstbeherrschung. In der Küche, dem Feld der Wirtschaftsschwester, muß für möglichste Abwechslung und Auswahl gesorgt werden, da im heißen Klima und besonders nach Krankheit der Appetit durch pikante Gerichte angeregt werden muß. Ein Magen-

und Darmleidender, ein Fieberkranker bekommt selbstverständlich andere Kost als ein Patient mit gesunden Verdauungsorganen.

Auch erzieherisch muß die Schwester auf ihre Kranke einwirken; dazu gehört Autorität und vor allem der nötige Takt. Das Zeugnis muß ich meinen Patienten ausstellen: ihr Benehmen der Schwester gegenüber war stets zartfühlend und rücksichtsvoll; sie waren mir aber auch ans Herz gewachsen, wie der Mutter ihre kranken Kinder; und besonders die Hilfslosen, Schwerkranken, pflegte ich mit Vorliebe.

War keine Nachtwache nötig, so schliefen die Hausjungen bei ihren kranken Herren, und ich sah mehrere Male in der Nacht nach den Patienten, doch auch in der Zwischenzeit verscheuchte die Verantwortung und Sorge den gütigen Spender des Schlafes. Bei Schwerkranken wachten wir beiden Schwestern wochenlang jede zweite Nacht, und auch Herr Oberstabsarzt half uns getreulich mit und gönnte sich selbst nicht die nötige Ruhe. Oft kamen mir in jenen schlaflosen Nächten die Worte Goethes mit einer kleinen Änderung in den Sinn: „Wer nie in kummervollen Nächten an einem Bette trauernd saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte“.

Manchmal wollten uns auch die Kräfte verlassen: doch das „Muß“ der Pflicht ist ein eisern Gebot, das auch den Wankenden aufrecht hält.

Wenn aber ein Kranker der drohenden Gefahr entronnen war, dann leuchtete uns auch wieder ein Lichtstrahl durch trübe Wolken; auf Regen, und wenn er noch so lange dauert, kommt doch immer wieder Sonnenschein. Und dann folgten auch Zeiten des Aufatmens, der Er-

holung, wo man die aufgebrauchten Kräfte wieder sammeln und frische anlegen konnte zur neuen Anstrengung.

10. Afrikanischer Wochenmarkt und „Schwarzemann's Weihnachtsfest“.

Manchmal fuhren wir auf den Markt nach Gridji, um Mais im Großen einzukaufen. Viele Kanus waren da am Ufer befestigt. Von der Ferne betrachtet, sieht der Markt aus wie ein großer summender, krabbelnder Ameisenhaufen, und der Lärm auf solchem Markt übertrifft weit den auf deutschen Messen, nicht einmal die deutschen Viehmärkte kommen dem gleich. Dort hatten die Händler oder zumeist Händlerinnen in Kalabassen oder Körben aus Palmrippen auf der Erde hockend ihre Landesprodukte ausgebreitet, als: Holz, Mais, Obst, Jams, Kassada, geräucherte, meist stinkende Fische, aber auch europäisches Garn, Tabak, Perlenschnüre; endlich Erzeugnisse ihrer Industrie: geflochtene Matten, Hüte, kunstvoll geschnitzte Kalabassen, Töpferwaren u. s. w. Neben den Handelnden sind Säcke oder Kalabassen voll Kaurimuscheln; dies ist die westafrikanische Scheidemünze: 100 Kaurimuscheln sind 1 deutscher Pfennig! Auch deutsche Fünfpfennigstücke (sog. coppers), englische three- und six pence (25 und 50 Pfg.), deutsche Fünfzigpfennig-Stücke, Mark-, Shilling- und Goldstücke sind gangbar. Das ist ein Feilschen und Handeln, daß einem feinfühligem Europäer Hören und Sehen vergeht. Läßt er sich auf einen Handel ein, so muß er sehr auf der

Gut sein, sonst wird er schmäzlich betrogen. Ein kleiner sehr braver und treuer Missionszögling, „Nathan der Weise“, machte uns den Dotmetscher. Interessant ist es, diesem Leben und Treiben zuzuschauen. Man sieht die merkwürdigsten Physiognomien und Tätowierungen, alle möglichen Dialekte werden gesprochen, denn die Leute kommen in ihren Booten von den entferntesten Teilen der Lagune auf diesen bedeutenden Markt in Gridji.

Ende September feiern die Togoneger „Blackmen's Christmas“ (des schwarzen Mannes Christfest). Auch wir Hospitalbewohner bekamen von den bedeutenderen Häuptlingen je 1 kg Rindfleisch zugesandt. Dies ist die offizielle Einladung zum Tanz. Wir wohnten auch einigen dieser sog. „plays“ bei, zu denen alle Europäer geladen waren.

In einem großen Hof sind je zwei Gruppen Männer und Weiber. Die Männer entlocken ihren Trommeln im Takt tiefe dumpfe oder hohe schrille Töne, während andere auf Pfeifen quietschen. Ein alter weißhaariger Großvater, der wohl nichts anderes austreiben konnte, schlug mit einem zerbrochenen Schlüssel auf ein Schloß mit einer Begeisterung, als ob das Wohl und Wehe von ganz Togo gerade davon abhinge. Eine Gruppe der Weiber hockte auf der Erde und schlug mit Kaurimuscheln gefüllte und behängte Kalabassen auf Holzplatten. Dies gab einen den Kastagnetten ähnlichen Ton. Die andere Gruppe des „schönen“ Geschlechtes hockte auf Palaverstühlen und klatschten fortwährend im Takt in die Hände. Alle aber sangen oder brüllten vielmehr im Chorus ihre sinnlosen, sich ewig wiederholenden Weisen in derselben Melodie, ähnlich wie bei uns die kleinen Kinder.

Zwischen den einzelnen Gruppen tanzte nun je ein Mann oder eine Frau einzeln, bis sie müde, und von andern Tanzlustigen abgelöst wurden. Der Tanz selbst besteht in einer Art Dreischritt; mit vieler Grazie, oft auch mit Koketterie von seiten der Schönen werden dazu rhythmische Bewegungen der Schultern ausgeführt. Die Körper, von tadellosem Wuchs und Ebenmaß, sind mit Öl eingerieben und von höchster Geschmeidigkeit. Das war pulsierendes Leben, und wie elektrisiert machten die Zuschauer mindestens die Schulterbewegungen mit. Die Erregung der Umstehenden steigerte sich aufs höchste. Alte Männer und Weiber munterten immer wieder die ermüdenden Tänzer auf, indem sie Pferdeschwänze in der Luft schwingen und die ganze Gesellschaft sich heiser schrie. Wir bekamen eine Ahnung davon, was ein „Heidenlärm“ bedeutet.

Diese Tänze dauern vier Wochen Tag und Nacht hindurch und dazu werden unglaubliche Mengen von Schnaps getrunken.

Bei „König Lawson“ wurde uns Schwestern die hohe Ehre zuteil, zu Seiten „Sr. Königl. Hoheit“ zu sitzen. Er sah diesmal sehr vornehm aus in seinen weißen Damenstrümpfen, lackierten Tanzschühlein und der kostbaren Budega aus schwarzer Seide. Der Thronstuhl war ein mit einem Tischtuch behängter Madeirastuhl. Uns Europäern wurde feinstes französischer Sekt serviert und zwar von einem der vielen Königsöhne. Mit dem Öffnen der Flaschen mußte er aber wenig Bescheid, denn mit großem Knall flog der Stöpsel einem armen Negerbengel ins Gesicht, die edle Flüssigkeit aber ergoß sich über uns. Der Königssohn verlor, trotzdem sämt-

liche Schwarze von Panik ergriffen worden waren, durchaus seine Fassung nicht; er steckte rasch seinen schwarzen Daumen in den Flaschenhals und goß uns hierauf mit lächelnder Miene ein.

Das ist „Schwarzemanns Christfest“. Ein wunderlicher Name und doch bedeutsam. Es ist ja eigentlich ein Erntefest. Der Inbegriff alles Guten ist eben dem „Wilden“ eine reiche Ernte. Er geht im Naturleben auf und kennt nur Naturfeste. Wir Christen wissen von andern „guten Gaben, die von oben kommen von dem Vater des Lichtes“, „von vollkommenen“, geistigen Gütern, und alles Guten und vollkommenen Inbegriff verkörpert sich uns in Christus. So äußert sich auch die „Christfreude“ anders als beim Naturmenschen. Aber daß der schwarze Mann sein höchstes Freudenfest nach dem schönsten christlichen nennt, kann man doch als ein sinniges Zeichen und eine Weissagung ansehen auf ein wirkliches künftiges Christfest.

11. Weihnachten, Neujahr und Königstotenfeier.

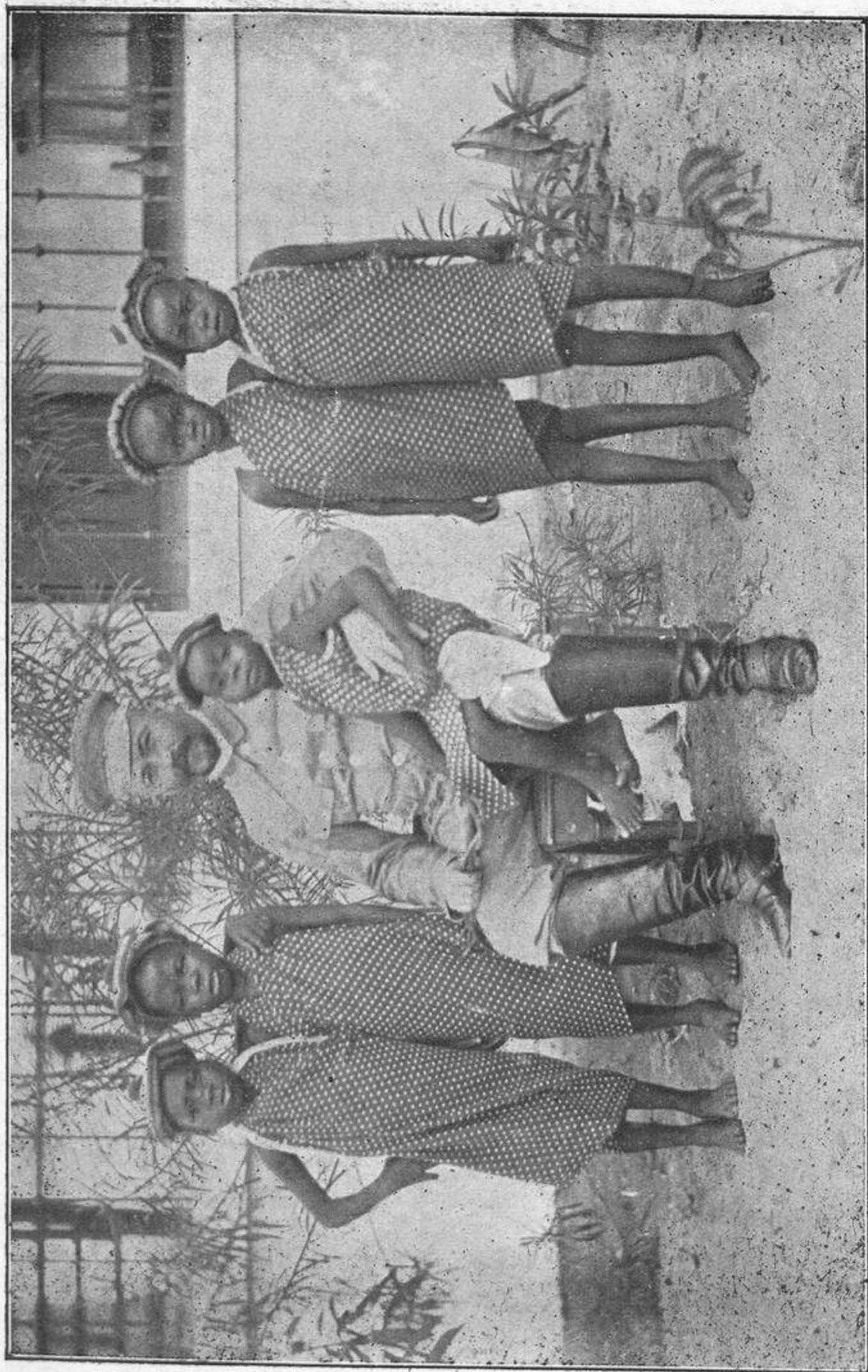
Auch für uns kam bald ein Weihnachten, ein echtes Christfest. Der französische Weihnachtsdampfer brachte uns Herrn Oberstabsarzt W. von seinem Urlaub zurück. Das Krankenhaus war zum würdigen Empfang mit Fahnen, Palmzweigen und Transparenten geschmückt und die SignalfLAGgen „Herzlich willkommen“ gehißt. Unsere schwarze Dienerschaft bildete Spalier und in Klein-

Popo herrschte große Freude. Noch zur rechten Zeit war die Weihnachtskiste des Frauenvereins eingetroffen und mit Rührung und Dankbarkeit packten wir die kostbaren Schätze aus, mit denen das Hospital, die Kranken, wir Schwestern und unsre Schwarzen bedacht worden waren. Das war eine Freude für unsre Neger, das Staunen und Bewundern wollte kein Ende nehmen.

Dem Herrn Oberstabsarzt hatten wir einen echten Tannenbaum aus Deutschland zu verdanken. Dieser hatte zwar nicht mehr allzu viele Nadeln, duftete aber doch nach Heimat und, wie mir's vorkam, nach Schwarzwaldtannen und pflanzte uns die richtige Weihnachtsstimmung ins Herz. Mit einem klein bißchen Phantasie zauberten wir uns die Eiszapfen und den Schnee hinzu.

Erhöht wurde unsre Festfreude am heiligen Abend noch durch die Anwesenheit unsrer beiden verehrten Vorgesetzten und eines von sehr schwerem Schwarzwasserfieber genesenden Patienten. Der Herr Oberstabsarzt hielt eine warme Ansprache, die Mädchen sangen das Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, welches Schwester Elise sie gelehrt hatte. Dann begann die Verteilung der Geschenke. Da war aber nicht das Jubeln der deutschen Kinder unter dem Christbaum, die Mädchen und Jungen standen recht blöde umher, wie geblendet von all dem Lichterglanz und Schimmer. Als ich jedoch später einen Blick in die Mädchenstube warf, saßen sie ganz glücklich in stummer Betrachtung ihrer Schätze da.

Wir aber fanden uns Abends auf der mit Campions geschmückten Veranda ein und gedachten unsrer Freunde in der fernen Heimat. Herr Missionar U. und



Max und Moritz.

Stellvertretender Landeshauptmann Major Dr. Gleim mit fünf Sklavenkindern (Die „Kaiserjungen“).

der Missionsinspektor aus Lagos hatten sich uns noch zugesellt und während des schönen Beisammenseins zog auch in unsre Herzen Weihnachtsfreude und Christfrieden.

Am Sylvesterabend wurde nun die neuerbaute evangelische Kirche, ein würdiges, einfaches Gotteshaus, eingeweiht. Sie war geschmackvoll mit Palmen geschmückt, und brennende Lampions gaben dem Ganzen ein festliches Gepräge. Nach einer Rede von Missionar U. spielte der schwarze Posaunenchor unter des Missionars Leitung. Dann trugen die Schüler abwechselnd deutsche Gedichte vor. Als fröhliche Nachfeier folgte ein kleines Festspiel: „Luther und die Studenten“, dabei erregte ein böhmischer Mausefallenhändler, ein schwarzer Zollschreiber, große Heiterkeit. Selbst der Renommierhund, der ja nun einmal bei Studenten nicht fehlen darf, war in Gestalt eines häßlichen Country-Köters vertreten; er stand zwar nicht mit auf dem Programm. Bei dem Schlußlied: „Deutschland, Deutschland über Alles“ sangen auch wir Europäer tüchtig mit.

Zum neuen Jahr lud Herr Oberstabsarzt sämtliche Weiße Klein-Popos ein und veranstaltete des Abends eine Lotterie aus von ihm selbst aus Deutschland mitgebrachten Gegenständen, zu Gunsten des „Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien.“ Dank einem Rekonvaleszenten, der als Auktionator sein Amt mit vielem Humor würzte, fanden die hübschen Dinge reißenden Absatz und der Frauenverein hatte eine schöne Einnahme.

Nach Neujahr reiste Herr Stabsarzt Dr. D. nach Lome und kehrte von dort mit dem stellvertretenden Gouverneur Assessor Dr. Gl. nach Deutschland zurück,

nachdem Herr Gouverneur K. wieder in Togo eingetroffen war.

Im Dezember oder Januar weht an der Westküste der Harmattan, ein trockener Wind, der aus dem Innern Afrikas kommt und feinen Staub mit sich führt.*) In der Ferne lagert dann ein moorrauchähnlicher Dunst wie Höhenrauch. Die Luft ist von eigentümlich unangenehmen, rauchigen Geruch, und der Staub legt sich als ein feiner Teppich auf Fußboden und Möbel.

Büchereinbände und Linoleum rollen sich auf, Schränke und Kasten bekommen weite Spalten. Beim Menschen verursacht die Luft neben einem starken Kältegefühl Hustenreiz und trocknet die Schleimhäute aus, daß sie rissig werden. Die Schwarzen frösteln und husten und auch der Europäer kann sich eines körperlichen Unbehagens nicht erwehren. Ein Teil der Büsche verliert seine Blätter und viel Vieh geht zugrunde. Malaria, der „Rote Hund“ und andere Ausschläge verschwinden, dagegen schmerzen die Augen heftig. Nachmittags und abends am 30. Januar 1897 war es so trübe wie in Deutschland an einem unfreundlichen Herbsttag, auf den ein Schneegestöber folgt. Glücklicherweise wehte diesmal der Harmattan nur einen oder wenige Tage.

Eines schönen Tags wurde uns nachstehende Einladung vom „Prinzregenten“ aus Porto Seguro eingekandt zur Totenfeier des 2 Jahre früher gestorbenen Königs von Porto Seguro. Briefbogen und Umschlag waren schwarz gerändert. Der englische Text, von gewandter

*) Ich habe lange Zeit die meteorologischen Beobachtungen für das meteorologische Institut in Berlin gemacht und aufgezeichnet.

fremder Hand geschrieben, aber eigenhändig von dem „Prince Regent“ unterzeichnet, lautete in Übersetzung:

Schwester Johanna

Klein-Popo.

Gnädige Frau!

Ich erlaube mir ehrerbietigst Sie im Namen der Familie des verstorbenen Königs Mensah von Porto Seguro, welcher am 5. Januar 1896 starb, einzuladen, den Trauerfeierlichkeiten, die am 16. Februar begonnen haben, beizuwohnen. Die letzte Ceremonie findet statt am 13. März d. J. morgens.

Ich bin, mein Herr (!)

Ihr ergebenster

J. J. Laffay

Prinzregent.

Es herrscht nämlich in Togo die Sitte, daß, wenn ein König stirbt, zwei Jahre lang kein neuer gewählt werden darf. In der Zeit des Zwischenreichs regiert ein Anverwandter. Der Verstorbene macht nach wie vor seine Besuche; d. h. dessen Stock mit silbernem Griff stellt die Seele des Toten vor und wird dem zu Besuchenden überreicht. Erst nach Verlauf von zwei Jahren wird der einbalsamierte Leichnam beerdigt, der König ist dann offiziell tot, die Thronbesteigung seines Nachfolgers kann erfolgen. Der eigentliche Prinzregent verzichtete aber in Porto Seguro auf den Thron, denn er sagte sich: als König habe ich zwar Ehre und Ruhm, aber auch Palaver, Widerwärtigkeiten und muß immer viel Schnaps und Geld unter meine Leute verteilen; drum bleibe ich lieber ein Jünger Merkurs (er war gelernter Kaufmann und schlauer Händler), und forge für einen möglichst großen Haufen Gold; dabei habe ich weniger Sorgen.

Die Totenfeier werden mit großem Pomp begangen. An alle bedeutenden Familien wird Schießpulver verteilt und dem verstorbenen und dem neuen Könige zu Ehren wird 14 Tage und Nächte hindurch geschossen, getrunken, gebrüllt und getanzt. So auch hier. Wir konnten der Einladung nicht Folge leisten, da wir mehrere Schwerfranke hatten.

Kurze Zeit darauf wurde auch in Klein-Popo unsere Nachtruhe gestört durch zahllose Schüsse, die zu Ehren des zwei Jahren früher verstorbenen Häuptlings Nytei von Anecho abgefeuert wurden. Wir sahen von der Veranda unseres Hauses aus zu, wie sich ein bunter Zug mit der deutschen Flagge voraus dem Busch hinter unserm Hause zu bewegte, begleitet von den Tönen der Palavertrommeln, dem Klappern der Kaurikalabassen, Flintenschüssen und dem eintönigen Gesang der Weiber. Im Busch Halt machend beschäftigten sich die Leute mit Ausgraben. Unser Koch erzählte uns nun, daß nach dem Tode des Nytei dessen Thronstuhl (ein Palaverstuhl) dort vergraben worden sei und jetzt herausgeholt würde. Gewehrsalven kündigten das Ereignis an. Der neue Häuptling (Chief) ging diesmal unter einem Baldachin von rotem, golddurchwirkten Seidenbrokat, der die Form eines Riesenschirms hatte, nach seiner Hütte zurück, begleitet von seinen Getreuen, besungen von den Weibern Nytei's, die nun auf ihn übergegangen waren. Noch manche Tage hindurch wurde in der Hütte unter Spiel und Tanz Festlichkeit gehalten.

Diese Königstotenfeiern waren um die Osterzeit. Unwillkürlich kommt einem eine Vergleichung dieser oft wiederkehrenden heidnischen Totenfeier mit dem christ-

lichen Osterfest. Der Neger hat keine Geschichte, weder eine politische, noch eine religiöse. So fehlt seinen Festen die höhere Weihe, welche jede geschichtliche Thatsache einer Feier giebt. Wenn man diese Armut an erhebenden Gedanken und Erinnerungen, an Ideen und Idealen beobachtet, so kommt einem der Wert und die Bedeutung unserer christlichen Feste erst recht zum lebhaftesten Bewußtsein; und ich glaube, wenn die deutschen Christen einmal recht lange draußen in der Geistesöde des afrikanischen Heidentums lebten, so würde ihnen das heimische Christentum mit seinen Festen und Gemeindefeiern viel bedeutender und anziehender zu Gemüte gehen.

12. Schwere Tage.

Während der Weihnachtszeit bekamen wir mehrere Erholungsbedürftige ins Haus, die bald mit unsern Genesenden zusammen viel fröhliches Leben ins Hospital brachten; denn so ist es einmal bei den Menschen, namentlich jungen, in welchen die Jugendlust und Lebensfreude sprudelt: kaum ist die höchste Lebensgefahr vorüber, so hüpfst auch schon wieder der lustige Kobold Humor, der so viel Schweres leichter macht, zum Fenster herein und bringt Sonnenschein ins Krankenzimmer.

Zu diesen fröhlichen Patienten erhielten wir noch einige gesunde Insassen ins Krankenhaus, die uns nicht Mühe machen, sondern „helfen“ sollten.

Denn als Herr Missionar U. nach Hause reiste, bekamen wir als Aufwärter bei Tisch zwei schwarze Buben. Der stellvertretende Gouverneur hatte nämlich aus dem Hinterland fünf Sklavenkinder mitgebracht, die der Wesleyanischen Mission zur Erziehung übergeben worden waren. Es waren gar prächtige Burschen, wir nannten sie die „Kaiserjungen.“ Bei der Abreise des Missionars wurden zwei davon, Guallaba und Schevoli, dem Hospital überwiesen, wo wir ihre Namen in die geläufigeren Max und Moriz umtauschten.

Freilich waren diese beiden schwarzen Buben uns kein Ersatz für den Verlust an anderer Gesellschaft. Denn schon seit Ende des November hatte der Plantagen-
direktor W. seine junge Frau nach Apeme gebracht, und die Frau Zollassistent Schw. war mit ihrem kleinen Berthold, dem ersten weißgeborenen Togoaner, auf Urlaub nach Deutschland gereist. So waren wir zwei Schwestern nun die einzigen weißen Frauen in Klein-Popo.

Sherif Ali brachte eines schweren Augenleidens halber mehrere Wochen in der Baracke des Krankenhauses zu. Er freute sich sehr, wenn wir ihm einen Besuch abstatteten, namentlich wenn wir ihm Pudding oder eingemachte Früchte brachten. Er versuchte uns einige arabische Wörter einzuprägen, bei deren Aussprache wir uns fast die Zunge brachen; wenn wir aber die Worte: Marocco, Mecca, Allah aussprachen, so strahlte des Muhammedaners Auge. Zum Abschied überreichte er uns eine von seinen Landsleuten gewebte Decke.

Wieder hatten wir einen Todesfall zu verzeichnen: ein französischer Pater der Mission in Ague war bei

uns gestorben, wie schon im November ein Landsmann von ihm an Schwarzwasserfieber.

Längere Zeit war auch der Kapitän B. unser Patient, der sich bei einer Explosion auf dem Dampfer „Gertrud Wörmann“ den Fuß sehr stark verletzt hatte; auch am Körper hatte er sich mehrere Brandblasen zugezogen. Die Verletzungen sahen sehr gefährlich aus, aber Dauerbäder und Verbände mit Brandsalbe waren von glänzendem Erfolg. Der Kapitän fühlte sich ganz behaglich in seinem nassen Bett. Mit einer Decke war die Badewanne zugedeckt und darüber hatte ich ihm ein Tischchen fabriziert, so daß er lesen und auch seine Cigarre rauchen konnte, denn diese ist gewöhnlich mit dem Seemann unzertrennlich. Der getreue Peter des Kapitäns, ein Grujunge, wich nicht von der Seite seines Herrn und drehte ihm bei der Lektüre die Blätter des Buches um; so war denn die Badewanne mit ihrem In-fassen ein Bild der Behaglichkeit. Besonders zufrieden war unser Patient, wenn uns noch ein Weilchen mit ihm zu verplaudern übrig blieb. Daß wir ihn gesund entlassen konnten, war wieder einmal ein Lichtpunkt in jener traurigen Zeit. Denn auch der Techniker T. wurde nach dreizehntägigem Schwarzwasserfieber dahingerafft, gerade als er seine Heimreise antreten wollte. Er diktierte mir noch vor seinem Tode einen Abschiedsbrief an sein altes Mütterlein, an dem er mit rührender Liebe hing und die ihren Einzigen gesund auf dem heimkehrenden Dampfer wähte. Es war immer meine traurige Pflicht, den Angehörigen meiner verstorbenen Patienten über deren Kranksein und letzte Stunden zu berichten.

Während der Nachtwachen war es, besonders vor und nach dem Regen, überaus lästig, daß zahllose Insekten und Schmetterlinge bei unsrer Lampe ihre nächtlichen Välle abhielten; die Cyfaden spielten dazu als Musikanten. Wollte ich den Kranken auf dem Spiritusapparat etwas kochen, so stürzten sich fürwitzige Nachtfalter in die Flamme. Der beleuchtete Tisch aber war wie besäet von krabbelndem Getier, so daß sich der Mensch möglichst in die Dunkelheit flüchten mußte.

Außer einigen Fieberkranken machte uns ein Patient mit Typhus und Darmblutungen große Sorge und es erschien uns fast als ein Wunder, daß er sich wieder erholte. Unserm fröhlichen Sekretär S., der kurz vorher an Dysenterie geheilt entlassen worden war, mußten wir acht Tage vor unsrer Abreise das Geleit zur letzten Ruhe geben, ein recht trauriger Abschluß unsrer Thätigkeit. Ein Leberabsceß, bei dem ein chirurgischer Eingriff nicht möglich war, hatte den Tod herbeigeführt.

In jenen schweren Zeiten bekam auch ich wieder häufige Malariaanfalle und wurde deshalb zur Ausspannung auf 14 Tage nach Kpeme geschickt, wo ich bei Herrn und Frau W. liebevolle Aufnahme und Pflege fand. Wir badeten dort öfters in der See; aber so herrlich wie in den Ost- und Nordseebädern war es nicht; dazu fehlten alle jene Dinge der Civilisation, die zur Bequemlichkeit und Behaglichkeit dienen. Der Brecher und der Haifische halber kann man sich nicht allzuweit in die See hinauswagen und so wälzt man sich mehr im Sand, als in den salzigen, stärkenden Fluten — ein zweifelhaftes Vergnügen!

Wenn die Sonne nicht mehr gar zu heiße Strahlen zur Erde hernieder sandte, rüsteten wir uns zu einem Abendspaziergang auf die Plantage, wo wir die Hütten der Aufseher und Arbeiter aufsuchten und ein bißchen Völkerkunde studierten. Das war eine Freude, wenn wir den Leuten ein freundliches „Oa doâ! Home-tole?“ (Guten Tag! wie geht's?) zuriefen. Gewöhnlich saßen die Weiber in ihrer primitiven Küche, die zugleich auch Hofraum ist, beschäftigt. Als Herd dienen drei Steine, zwischen welchen ein Holzfeuer brennt und darüber sind große feuerfeste Thongefäße, in denen die Speisen mit einem nicht sehr appetitlichen Stock als Kochlöffel umgerührt werden. In einer Ecke ist ein Stein angebracht, auf welchen mit einem anderen Stein Mais zerrieben wird. Die Mais stampfende Frau hat dabei ihr Kind auf den Rücken gebunden, das bei der Schaufelbewegung auf seinem kühnen Sitz sanft sich in „Morpheus Armen“ wiegt. Aus Mais werden säuerlich schmeckende Kuchen, die sog. „Kinke“, verarbeitet. Des Späßes halber versuchten auch wir Mais zu reiben, doch ergötzten sich die schwarzen Damen sehr über unsre Ungeschicklichkeit. Man schenkte uns eine Kokosnußkugel, die aus zerriebenem Kokosnußfleisch mit Zucker gebrannt und als Kugel geformt ähnlich schmeckt wie Croquant. Ja, die Schwarzen sind auch Leckermäuler und wie die Kinder mögen sie gern Süßigkeiten.

Den Kaffeebäumen entströmt zur Zeit der Blüte ein süßer, betäubender Wohlgeruch. Das blendende Weiß der Blüte hebt sich prächtig von dem Grün der Blätter ab. Der Kaffee aus unsern Kolonien schmeckt gemischt ganz vorzüglich.

Trotz aller Aufmerksamkeit von Herrn und Frau W. konnte ich den Erholungsurlaub in Apeme doch nicht recht genießen, da ich auch dort Fieber bekam und mich der Gedanke quälte, daß der Oberstabsarzt und Schwester Elise, die nebenbei noch sehr unter Furuinfeln litt, nun doppelte Arbeit hatten.

Als ich trotz meines Urlaubs in Apeme immer wieder an neuen Malariaanfällen litt und dadurch sehr blutarm geworden war — in einem halben Jahre hatte ich 32 Pfund abgenommen —, erachtete es Herr Oberstabsarzt als dringend nötig, für uns beide Schwestern telegraphisch in Berlin um Ablösung zu bitten. Es war für mich in der schweren Zeit das Schwerste, daß ich nicht mehr leistungsfähig genug war, um noch zwei Monate, wie ich gern wünschte, auszuhalten. Aber gerade jetzt gingen wir der ungesundesten Zeit entgegen und bekamen über drei Wochen lang sehr anstrengende Pflegen mit schweren Nachtwachen. So kam es, daß ich mich in die bittere Notwendigkeit fügen lernte. Ja wir waren schließlich so erschöpft, daß wir jetzt mit Sehnsucht die Ankunft der ablösenden Schwestern erwarteten, welche am 1. Juni eintreffen sollten.

Aber vergeblich spähten wir in die Ferne nach den auftauchenden Masten des „Lothar Bohlen“, und groß war unser Schreck, als statt dessen die Nachricht ankam: „Lothar bei Cap Palmas gestrandet, Passagiere und Mannschaften gerettet, Ladung verloren“.

Doch am 5. Juni brachte die „Ella Woermann“ unsere neuen Schwestern. Sie hatten sich schon einigermaßen von der Schreckensnacht erholt und übernahmen mit neuem Mut ihre schweren Pflichten.

Schwester Elise und ich machten noch mit zweien unsrer Patienten, darunter ein gemüthlicher Schwabe aus Geislingen, einen Abschiedsbesuch auf der Victor'schen Kaffeepflanzung. Am nächsten Tage bereiteten wir uns zur Heimkehr.



Heimkehr.

Am 7. Juni in der Frühe nahmen wir beiden Schwestern schweren Herzens Abschied von den lieben Freunden in Klein-Popo, von unsern Patienten, den schwarzen Mädeln und Jungen. Kaschka rief mir noch weinend nach: „Kaschka wille mit nach das Deutschland.“

Wir fuhren mit Herrn K., der unser Reisegefährte wurde, in dessen Boot an Bord, und zwar wieder durch die schlechteste Brandung, wobei wir glücklich sein konnten, daß uns nichts Schlimmeres als vollständige Durchnässung ereilte.

In Lome sandten uns der Gouverneur und andere Bekannte schriftliche Abschiedsgrüße.

Die ersten vier Tage lag ich unter heftigem Fieber in der dumpfen Kabine, erholte mich dann aber bei der stärkenden Seebrise und der sorgenlosen Zeit von Tag zu Tag.

Die Mehrzahl der Passagiere waren Engländer, Beamte aus Lagos. In Akkra kam eine Missionarsfamilie mit drei kleinen Kindern an Bord.

Bei Cap Palmas sahen wir die Masten des gestrandeten „Lothar“ aus der See emporragen, neben dem Wrack eines englischen Dampfers und eines deutschen Segelschiffs als Warnungszeichen der heimtückischen Riffe. Wir nahmen bei Cap Palmas die gestrandeten Mannschaften des „Lothar“ auf. Sie erkrankten fast alle unterwegs an Fieber, da sie zum Teil vorher die ganze Zeit über in elenden Negerhütten gewohnt hatten.

In Freetown, der Hauptstadt der englischen Kolonie Sierra Leone, wurden Kohlen gelöscht, da wir auf der gewöhnlichen Kohlenstation der Kanarischen Inseln des spanisch-amerikanischen Krieges wegen keine bekommen hätten. Im Hafen von Freetown lagen mehrere englische Kriegsschiffe; die Eingeborenen hatten einige Missionare ermordet und mußten deshalb gezüchtigt werden. Die Schwarzen der Sierra-Leone-Küste sind schon sehr civilisiert, aber ihrer Frechheit halber an der ganzen Westküste verrufen. Im Hintergrund der Stadt, die wir besuchten, erhebt sich in langgestreckten Hügeln die Sierra Leone d. h. das Löwengebirge. Die Berge sind mit üppigem Urwald bewachsen; Bächlein und Wasserfälle gaben dem tropischen Landschaftsbild eine erfrischende Abwechslung.

Um 8 Uhr abends dampften wir weiter, kamen zwischen den Kanarischen Inseln hindurch und sahen aus der Ferne nur die Umrisse von Ferro Palma und Teneriffa, dessen höchster Gipfel Pic de Teyde 5000 m hoch mit seinem schneeigen himmelanstrebenden Haupte

bei klarem Wetter einen imposanten Anblick bieten soll. Alexander von Humboldt hat die Reize von Teneriffa in so beredter Weise geschildert, daß ich sehr bedauerte, dort nicht einige Stunden weilen zu dürfen.

Es befand sich auf der „Mline“ eine ganze Menagerie von Affen, Papageien, Schlangen, Krokodilen, auch ein Marabu; letzterer gehörte dem deutschen Konsul von Conakri, der auch mit uns heimwärts fuhr. Auch meine Antilope, mit ihrer Gesellschaftsdame, einem Togoschaf, mein Serval und ein Äffchen, ein Bavian vom Oberstabsarzt und das „Frikchen“ vom Stabsarzt reisten mit in den zoologischen Garten nach Berlin, wo sie nach überstandener Seefahrt glücklich ankamen. Ein junger Schimpanse, einem Engländer gehörig, war der geduldige Spielfamerad der drei Missionskinder. Unser Zeitvertreib war nun die Fütterung dieser Tiere. Der Herr Kapitän schenkte mir noch ein ganz junges Krokodil, daß ich meinem Bruder mitbrachte. Es ist zahm und zutraulich geworden. Durch die verschiedensten Töne giebt es sein Behagen kund und läßt sich gern am Hals streicheln, es kann aber auch ernstlich fauchen, wenn es geärgert wird. Jetzt noch wird es von vielen Menschen bewundert. Aber auch weniger interessante, doch um so nützlichere Tiere begleiteten uns auf der Fahrt, und wenn beim Erwachen des Morgens die Hunde bellten, die Hähne krächten und die Gänse schnatterten, glaubte man sich auf einen Bauernhof versetzt, bis uns das Schaukeln des Schiffes eines besseren belehrte. Zwischen den Kanarischen Inseln und Madeira wehte ein kalter Nordost-Passat, so daß wir unsre Winterkleider hervorsuchten.

Von Madeira, dieser lieblichen Schöpfung, war ich

schon bei der Herreise ganz entzückt; doch nachdem ich so lange Zeit nur einförmiges Flachland gesehen, fand ich das Eiland geradezu paradisiſch. Auch die Portugieſen ſchienen mir mit einem mal weiß gewaſchen zu ſein. Wir Schwestern ſchloſſen uns Herrn K. und dem erſten Maſchinisten des „Lothar“ an zu einer Fahrt auf den Berg mit ſeiner herrlichen Ausſicht. Dieſmal benützten wir die Zahnradbahn. Ganz allmählich trug uns das Dampfroß über wilde Schluchten hinweg, von der Region der ſüdlichen Pflanzenwelt zu den uns heimatlich anmutenden Kiefern- und Eichenwäldern. Murrende Bächlein und rauschende Waſſerfälle ſpendeten uns den langentbehrten kühlen Trunk, die Blumen dufteten ſo ſüß und die Vögelein ſchmetterten ihre Lieder in die Lüfte hinaus, eine Vorahnung baldiger Ankuft im Vaterlande. Die Fernſicht war wie das erſte Mal zauberiſch ſchön. Leb wohl du herrliches Eiland! werde ich dich wiederſehn?

Die Biscaya war dieſmal ſehr ſtürmiſch, ſo daß bei Tiſch alles durcheinanderging, und die Suppe und die ſchönſten Braten mit den Tellerscherben auf dem Fußboden nicht in Eintracht, ſondern in Fehde miteinander lagen. In der Kajüte war's nicht beſſer: da flog der Kopf an die Bettkante und machte zur Abwechslung dann wieder Bekanntschaft mit dem Kajütenfenſter, ſo daß man blaue Mäler davontrug. Anfangs machte uns das Intermezzo viel Spaß, aber ſchließlich wurde es uns doch zu ungemütlich. Auf Deck war man nicht ſicher über Bord geworfen zu werden und im Damensalon und Speiſeſaal war keine einladende Luſt, da ſeit Tagen keine Luke geöffnet werden konnte. Bei dieſer unruhigen Fahrt in der Biscaya ſahen wir auch in der Ferne ein

spanisches Kriegsschiff. Kurz vor Plymouth wurde die See spiegelglatt und blieb uns auch weiter so hold. Als wir an dem weltberühmten Leuchtturm von Eddystone vorüberdampften, bewunderte ich den menschlichen Geist und sein Können auf dem Gebiete der Technik und zugleich die Kühnheit und Ausdauer, mit denen der Mensch den feindlichen Elementen begegnet. In Plymouth verließen unsre englischen Reisegefährten den Dampfer, wir hatten vom Hafen aus einen großartigen Blick auf die malerische Schönheit der Stadt und ihre grüne Umgebung.

Bei der Fahrt durch Kanal und Nordsee sah das Meer so unschuldig aus, als ob niemals Leidenschaften und Stürme es bis in die innersten Tiefen aufwühlten. Immer neue Abwechslung bot uns die englische Küste mit ihren saftigen Matten, wogenden Kornfeldern, idyllischen Dörfern und schimmernden Städten.

Aber welch ein Gefühl für uns Afrikaner, als endlich Deutschland in Sicht war! Es roch ordentlich nach Europa, denn das frischgemähte Heu der Wiesen grüßte mit seinem würzigen Duft zu uns herüber. Elb- aufwärts reichten sich freundliche Dörfer und schöne Villen aneinander, und als am 28. Juni 1898 die „Aline Woermann“ inmitten des Mastenwaldes des Hamburger Hafens vor Anker ging, wurden wir von den Fahrgästen der Vergnügungsdampfer bewillkommnet mit dem Ruf: „Hurrah Afrika!“ Ich aber erwiderte den Gruß mit dem stillen Willkommen: Grüß Gott Deutschland! Gottlob, daheim!



Schlusswort.

Ich möchte noch einige Worte an die Leser und Leserinnen dieser schlichten Schilderungen richten.

Zunächst an diejenigen, welche um verwandtschaftlicher Bande willen ein besonderes Interesse für die hinausziehenden Pioniere der Kultur haben, seien es Reisende oder Missionare, Beamte oder Kaufleute, Lehrer oder Schiffleute.

Die erste Sorge ist stets die: wie wird es ihnen im Krankheitsfalle gehen weit ab von Freunden und Verwandten? Diese Frage ist gelöst durch den „Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“ unter dem hohen Protektorat Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, unter dem Vorsitz Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Monts und unter Mitwirkung anderer edler Menschenfreunde. Dieser Verein, nur durch freiwillige Gaben und Beiträge unterhalten, hat, unterstützt von der

Regierung, dafür gesorgt, daß freundliche Krankenhäuser in möglichst gesunder Lage, der frischer Brise ausgesetzt gebaut und mit aller in Afrika möglichen Bequemlichkeit eingerichtet wurden. Ferner sendet er gutgeschulte Schwestern hinaus, die seit neuerer Zeit durch das opferwillige Entgegenkommen der Frau Oberin des Eppendorfer Krankenhauses zu Hamburg dort besonders ausgebildet werden, um den in den fernen Kolonien erkrankten Europäern jeder Nation und jeden Glaubens die liebevolle Pflege der Angehörigen nach besten Kräften zu ersetzen.

Regierung und Faktoreien lassen es sich angelegen sein, ihre Leute nicht nur im Krankheitsfall sondern auch zum Zwecke der Ausspannung und Erholung ins Hospital zu schicken. Hier sind sie abgeschlossen von aufreibenden Geschäften, ruhen sich aus und verlieren die in Afrika so leicht sich einstellende Nervosität. Der Arzt sendet auch diejenigen Leute, welche voraussichtlich dem Klima nicht gewachsen sind, nach Deutschland zurück. Manche, welche dem wohlmeinenden Rat des Arztes nicht folgten, haben ihr Grab in den Tropen gefunden.

Im Hospital ist der Kranke stets von der Sorge des Arztes, der häufig auch seine Nachtruhe opfert, und von der Pflege der Schwestern umgeben, welche seine Leiden möglichst zu lindern suchen. Evangelische und katholische Geistliche sind auf Wunsch bereit Trost zu spenden.

Aber auch die Teilnahme der andern Landsleute kommt den Leidenden zu statten. Knüpfen doch Bande der Freundschaft die Europäer um so fester aneinander, je geringer ihre Zahl draußen ist.